Hans Naumann

Germanischer Schicksalsglaube

Hans Naumann

Germanischer Schicksalsglaube

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Erstes bis viertes Tausend
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1934 by Eugen Diederichs Verlag in Jena. Druck der Spamer A.-G. in Leipzig. Printed in Germany

Inhalt

Vorwort 7
Grundsätzliches 9
Die Götter bauen die Welt 12
Wenn die Götter sterben 22
Unsere ewigen Freunde 31
Unsere lieben Frauen und Schwestern im Himmel 50
Sorge und Bereitschaft (Der Mythos und die Lehre Heideggers) 68
Die ewige Wiederkehr 89
Der Glaube an die große Persönlichkeit 93

Vorwort

Es handelt sich um den ersten „Versuch einer altgermanischen Philosophie." Weltbild, Schicksalsglaube und die Gestalten der Götter sind unsere Quellen. Zeitereignisse riefen dies Buch nicht hervor. Meine Hörer wissen, daß es ungedruckt und ungeschrieben seit Jahren so bestand. In einzelnen Punkten knüpft es an mein Buch „Wandlung und Erfüllung" (Stuttgart, 1933) an.

Aber natürlich ist dem Verfasser bekannt, daß der Gott, nach dessen Namen diese Schrift am liebsten einfach ‚Odin' oder ‚Wodan' hieße, gegenwärtig das Ziel maßloser, man möchte schon sagen hochverräterischer Feindschaft ist: Alte Unwissenheit erblickt in ihm nach wie vor die Summe heidnischer Barbarei. Neuer Wahnsinn stellt ihn als das Hauptanzeichen germanischen Verfalles hin. Ohne Auseinandersetzung hält sich unsere Schrift einfach durch ihr Erscheinen den zwei ungleichen Bundesgenossen als Schild entgegen. Hoffentlich erfolgreich! Denn in Wahrheit ist der Gott, dessen Weltperiode in diesem Sinn gewiß noch nicht ablief, vielmehr der erste Ausdruck jenes ewigen Drängens und Fragens, das in seinem Volke später den philosophischen Geist zu höchster Blüte gebracht hat.

Bonn, 1. Mai 1934 H. N.

Grundsätzliches

Bei den Namen und Vorstellungen, von denen hier gehandelt wird, sage man nicht, sie seien nur nordgermanisch. Wir wissen heute wieder, was schon Grimm und Uhland wußten, daß sie so oder sehr ähnlich und aufs engste verwandt auch südgermanisch, das heißt Besitz unserer Vorfahren waren. Der Norden bewahrte nur länger, was er oft genug erst vom Süden Germaniens bezog; er bewahrte aus tiefstem und zuverlässigstem Bauerntume heraus; er prägte nur hier und da aus, weil er mehr Zeit dazu hatte, aber er fügte dem Besitz nichts hinzu, was nicht schon in ihm lag. Oberste wie niederste Gottheiten sind sowieso aus dem Altdeutschen bekannt, in der gleichen Ordnung und Verbundenheit, wie sie die Edda kennt. Und überhaupt: wo nur einmal die früh verschütteten südgermanischen Quellen fließen, da werden sie auch sofort durch die reichen nordischen Zeugnisse bis ins Unwesentlichste hinein unterstützt, ergänzt und bestätigt. Aus den gedeckten Einzelheiten dürfen wir getrost auf das ungedeckte Ganze schließen. Die Trümmer des Südens beweisen, daß die Götterwelt des Nordens so oder ganz ähnlich einst auch die unsrige war, als wir uns noch nicht aus dem gemeingermanischen Kulturkreis losgelöst hatten. In „Wandlung und Erfüllung", S. 31 ff., ist darüber Genaueres gesagt.

Diese Götter, diese Vorstellungen, weithin sogar unter den gleichen Namen – der gemeinsame Besitz des unheimlichen Namens Muspell, der gleichen Glücks- und Persönlichkeitsvorstellung mátt ok megin spricht Bände – beherrschten also dereinst auch unseren Raum, in Kult oder Dichtung, in Religion oder Kunst.

Man sage ferner nicht, daß für unsern Zweck dies zweierlei sei und nicht gleichwertig: Dichtung und Glaube, Kunst und Religion.

Wir gehen ja nicht als Religionshistoriker an unser Thema, sondern

als Erkunder des germanischen Geistes überhaupt. Für diesen Zweck sind Glaube und Dichtung einander gleichgeordnet, wenn sie beide nur aus den Tiefen des Blutes und der Art geboren sind. Ich fürchte, das Zeitalter des Positivismus hat den alten Dichterbegriff zu sehr mit dem des Literaten und Schriftstellers der Neuzeit verwechselt. Aber die Strukturen des alten Dichters und des modernen Literaten sind grundverschieden. Der Geist Georges hat uns auch hier zu einer Wende genötigt.

Die heroischen Ideen Hildebrand oder Theseus sind nicht von geringerer Bedeutung für das Geistesleben der germanischen oder der griechischen Nation als die göttlichen Ideen Odin oder Zeus, obwohl die einen Helden, die andern Götter sind, die einen der „Dichtung", die andern der Religion angehören. Uns gehen hier die Götter gar nicht so sehr als religionsgeschichtliche Erscheinungen, sondern als nationale Ideen an. Genau so wie die Helden! Und dann ist es für uns ganz gleich, ob sie kultisch verehrt oder dichterisch geglaubt wurden. Wir sind für unsere Zwecke damit durchaus jenseits jeder Fehlerquelle. Es war zu positivistisch, zwischen Religion und Dichtung, wenn sie beide nur blut- und artgemäß sind, so zu unterscheiden, wie früher oft geschah, man wollte denn ausdrücklich nur das Geschäft des Religionshistorikers betreiben.

Denn die Vorstellungen, die ein Volk von seinen Göttern hat, werden ja nicht nur von Priestern und Propheten, nicht nur von Philosophen, sondern auch von Dichtern und Künstlern geprägt. Agatiphontidas in Athen konnte keine andere Bildvorstellung von Zeus oder Athene haben, als sie Dichtung und Plastik ihm übermittelt hatten. Krautvetter in Dresden kann keine andere Heilandvorstellung besitzen, als sie ihm etwa Dürer oder Thorwaldsen vorgeschaffen haben. Was an Götterbildern in einem Volke lebt, ist jedesmal die Gestaltung, die die Besten der Volkheit geschaffen haben, das mögen Priester oder Künstler sein, Dichter oder Propheten. Was werden wir deutscher empfinden als Dürer, was griechischer als Homer oder, für unser Thema: was germanischer als die Edda? Volkstum, wie wir es heute wieder ganz tief begreifen, ist ja kein Vorrecht der Unterschicht.

Die Edelsten einer Volkheit sind deren sicherste Träger, sie können stammen aus welchem Stande sie wollen. „Nicht jeder Grieche konnte den Parthenon erschaffen", hat der Führer zu Nürnberg gesagt, „aber nachdem ihn einer erschaffen, empfanden alsbald auch alle andern, wie griechisch er war."

Wir müssen uns klarmachen, daß unsre alten Dichter, Skope wie Skalden, aus Bauernhöfen kamen, ganz aus der uralten heimischen Tradition und aus dem überlieferten Leben, daß wir sie oft genug als die Verteidiger des alten Geistes auch auf religiösem Gebiet gegenüber den Königen finden. Nur der Literat verfügt nicht über die völkischen Urkräfte und schafft nicht aus der Tradition heraus, aber in den Dichtern der alten Art wird sich gerade die Macht der Volkheit erfüllen. Sie eben sind ihre Organe, ihre Hüter und Bewahrer. Man sage also nicht bei der Edda: bloß Dichtung und nicht Religion! Dann eben müßten die Ideen Hildebrand oder Theseus geringwertiger sein für den Schatz der nationalen Ideen ihrer Völker als die Ideen Odin oder Zeus. Blut- und artgemäßes Dichterwerk wie dieses ist auf alle Fälle Äußerung des nationalen Geistes. Die Frage des „Erfindens" der Dichter wiegt solange nicht schwer, solange das Erfinden aus Blut und Art geschieht, solange die Dichter Stimmen, Träger und Führer des Volkstums sind. Dann sind sie uns im tiefsten Sinn dessen Zeugen und echtester Quell.

Die Götter bauen die Welt

Man weiß, es handelt sich hier noch nicht um ein Weltbild aus theoretischer Physik, sondern um ein Weltbild aus naiver menschlicher Ergriffenheit. „Welt", das reicht noch nicht in ungemessene Lichtjahrbillionen, sondern das hat überall sein nahes „Ende". „Welt" ist immer die nächste menschliche Umgebung, im Mythos der große sichtbare Raum, den Sonne und Mond durchmessen, in der bescheideneren Volkssage oft nur die Gemarkung des Dorfs. Wie sich das vorchristliche Germanien die Welt und ihre Entstehung vorstellte, davon handeln die eddischen Schriften oft.

In der Urzeit war's, daß Ymir lebte,
da war nicht Sand noch See noch kühle Wogen,
Erde fand sich nirgends noch oben der Himmel.
Da war nur Ginnungagap und Gras war nirgends.

Ginnungagap ist die große gähnende Kluft, der stumme mythische Urgrund, der Urraum, der Abgrund, chaotisch angefüllt von Feuerschlacken, Eis und Reif, scharfen Winden und heißen Luftströmen, die aus allen Richtungen in ihn hineingetrieben waren, sich mischten und als menschenähnliches Wesen den Urriesen Ymir erzeugten. Ymir also ist die als Riese gedachte, den Urraum ausfüllende Weltmasse, ungestaltet und roh. Er ist die mythische und mit allen mythischen Notwendigkeiten vollzogene, riesisch verlebendigte Wiedergabe der rohen Weltmasse an sich. Auf ihn kommt es nun im wesentlichen für alles Folgende an, nicht auf jenen chaotischen Abgrund, der gewissermaßen nur seine Hülle war.

Vor allen Dingen sind die Götter jünger als diese Weltmasse. Sie erschlagen den Riesen und erbauen aus ihm die geordnete und gegliederte Welt.

Aus Ymirs Fleisch ward die Erde erschaffen
und aus seinem Blute die See,
aus den Knochen die Berge, das Gebäum aus dem Haar,
und aus dem Schädel der Himmel.

Aus seinen Brauen bauten die freundlichen Götter
Midgard den Söhnen der Menschen,
und aus seinem Hirn wurden die hartgemuten
Wolken alle erschaffen.

Midgard ist Menschenland, die große runde Bauerninsel im Meer. Es heißt also:

Da lüpften die Götter die Lande empor
und erschufen den herrlichen Midgard,
die Sonne schien von Süden auf die Steine des Bodens,
da ward der Grund bewachsen mit grünem Lauch.

Die Sonne hob sich von Süden, die Gefährtin des Monds,
mit der rechten Hand über die Himmelskimme,
nicht wußte die Sonne, wo sie daheim war,
nicht wußten die Sterne, wo sie ihre Stätte hatten,
nicht wußte der Mond, welche Macht er hatte.

Da gingen die Götter alle auf ihre Gerichtsstühle,
die hochheiligen Götter und sorgten dafür:
sie benamsten die Nacht und die Phasen des Mondes,
den Morgen benannten sie und den Mittag,
den Vormittag und den Abend, um die Jahre zu zählen.

Es trafen sich die Asen auf dem Idafelde,
Opfersteine bauten sie und hohe Tempel,
Essen legten sie an und schmiedeten Gold,
hämmerten Zangen und schufen Handwerkszeug.

Brettspiel spielten sie im Gehöft und waren fröhlich.
Nicht das Geringste fehlte ihnen an Gold ...

So also ist das Verhältnis der Götter zur Welt. Die Weltmasse war vor ihnen da. Aber sie hatten sie zu gestalten, ohne sie wäre die Welt

nur bloßer Stoff. Das Zimmern und Bauen am Anfang der Dinge ist so bezeichnend wie die Schlacht am Ende der Dinge. Es spiegelt sich darin der Weg vom Siedlerbauer zum Krieger ab. Wo aber kamen diese jungen Götter her?

Jener Urriese Ymir hatte aus sich selbst weitere Riesen erzeugt; er besaß auch eine Kuh, vier Milchströme flossen aus ihren Eutern, und von ihnen lebte der Urriese Ymir. Einst leckte sie am salzigen Eisblock, da kam ein Mann zum Vorschein, der Buri hieß, der bekam einen Sohn namens Borr. Borr nahm eine Frau namens Bestla, des Riesen Bölthorn Tochter, und seine drei Söhne sind die Götter Wodan, Wili und We. Auf Generationen, stabreimend mit B, folgt die göttliche W-Generation. Die Götter sind jünger als das ganze riesische Bereich der Weltmasse, der Mythos drückt das so aus, daß er sie von ihr abstammen läßt in wunderlicher Stammbaumform. Tacitus überliefert uns schon lange vorher die gleiche Ansicht von den Südgermanen: Zuerst war die Erde da, sie gebar aus sich den Tuisto, dieser den Mannus, und der hatte drei göttliche Söhne mit Namen, die mit vokalischen Stäben aufeinander reimten: Ingwas, Istwas und Erminas.

Die Götter sind wie wir Menschen, nur mächtiger als wir. Sie haben die Materie genau so vorgefunden, wie wir Menschen sie vorgefunden haben. Sie bebauen, ordnen und gestalten sie nun wie wir, nur in größeren Maßstäben als wir. Man kann sagen: hier herrscht das Bauernbewußtsein. Das Land war vor dem Bauern da, so die Welt vor den Göttern. Trotzdem ist das Land des Bauern Werk, wie die Welt das der Götter. Beide gestalten es erst. Ohne sie wäre es nichts.

Erde oder Eisblock haben die göttlichen Bauern geboren, sie gaben sie heraus, sie brachten sie hervor. Ein Zustand, daß die Weltmasse einmal nicht war, ist nicht vorstellbar, das Nichts ist nicht vorstellbar, so wie es dem Bauern nicht vorstellbar ist, daß sein Land einmal nicht war. Denn überall, wo man hinkommt, ist ja schon Materie da. Und da packt man zu, die greift man an und bebaut sie, man macht etwas aus ihr. – Erkennen wir in diesen Göttern nicht unsere Vorfahren, jene Bauern, die als Siedler aufbrachen, die Welt anpackten, zerschlugen, neu gliederten, ordneten und ausbauten nach ihrem Willen? Ist das nicht eben die Situation jenes nordischen Volkes aus dem Eise, dem die Welt anheimfiel, die viel älter war als sie selbst, die sie nun zerlegten, neu einteilten, ausmaßen und ausgestalteten? Wir meinen natürlich keine Allegorisierung des römischen Imperiums, aber wir meinen, daß Weltanschauung und Erlebnisgefühl der geschichtlichen Lage hier eines und dasselbe seien. Und es ist nur auf die Götter deshalb alles übertragen, weil sie in ihrer Größe besonders beispielhaft sind, sie stehen in dieser Philosophie an Stelle des Menschen, weil sie seine Führer und Freunde sind und im übrigen ihm völlig gleich: Bauern, Siedler, Handwerker und Krieger ...

Natürlich ist auch jenes Urriesengeschlecht der Weltmasse schon bäuerlich vorgestellt und gesehn: der Urriese mit der Kuh ist der einsame Häusler mit seiner einzigen Kuh, die ihn ernährt, denn „Kerl und Kuh" gehören nun einmal zusammen. Als aus des erschlagenen Ymir vergossenem Blut die Flut kommt, die die große See bilden wird, kann sich der riesische Bauer Bergelmir vor dem Schicksal seiner ertrinkenden Genossen retten, indem er im Kasten seiner bäuerlichen Handmühle davonschwimmt. Wir haben über diese bäuerliche Weltsicht andernorts gehandelt.

Zu dreien sehen wir die Götter auftreten. Es gibt hier nicht einen Gott. Der Mensch und seine Lebensformen sind der Maßstab aller Dinge, und so sind auch die Götter in Gruppen gedacht. Ein Eingottglaube dürfte solange unmöglich für die menschliche Vorstellung sein, als der Mensch selbst in seiner Gemeinschaft das Einzelwesen noch nicht recht entdeckt und begriffen hat. Man darf auch nicht sagen, daß diese germanische Vielgötterei aus einer Summe von einzeln verehrten Eingöttern und Einzelgöttern bestehe. Sie ist vielmehr wirklich, allerdings mit der Möglichkeit zu Lieblingsgöttern, sie ist eine lebensgeschichtliche Notwendigkeit, sie spiegelt die menschlichen Gruppen- und Gemeinschaftszustände wider. So leben die Dämonen in Horden; so leben die Götter in Gruppen: in göttlichen Sippen mit Stammbaumform; sie leben als Ehepaare, Geschwister- und Brüderpaare, Freundespaare. Da der Mensch nicht allein erscheint, erscheint

auch der Gott nicht allein. Drei göttliche Brüder legten die erste Siedelung an und erbauten die Welt. Wenn Sagenforschung auf die Erkenntnis des Volkes und seiner Geistigkeit gerichtet ist, so kann sie sich nicht anders zu den Dingen einstellen, als hier geschieht.

Wir haben den Streit um den Ur-Eingott-Glauben und den Ur-Vielgott-Glauben nie recht begriffen. Das Entscheidende ist doch der Urgottglauben überhaupt. Alles andere ist eine Frage der menschlichen Interpretation. Eins ist der Mensch und ein anderes das Göttliche, das der Mensch spürt. Und was er spürt, interpretiert er so gut oder so schlecht wie er kann. Kennt er nichts anderes als die Bindung in Sippe oder Gefolgschaft, so löst er auch das Göttliche nach dieser Erfahrung auf. Die Art und Weise, wie er das Göttliche auflöst, belehrt uns dann umgekehrt wieder über die Bindungen, Werte und Ideale seines eigenen Daseins. Man kann natürlich auch umgekehrt sagen, das Göttliche offenbare sich dem Menschen so, wie es wünscht, jeweilig verstanden zu werden: als Vielheit, Dreiheit, Einheit; väterlich, mütterlich; als Herr, als Führer, als Freund oder aber in völliger Abstraktion von dem allen. So lebt es ihm die Bindungen, Ideale und Werte vor, mit denen es ihn jeweilig segnen will.

Der Gott, der allein lebt, der vor der Materie da war, der die Welt aus dem Nichts erschuf: das ist ein gänzlich anderer Gottesbegriff, der aus nichtgermanischen Bezirken zu uns kam, die im Vermögen zur Religionsbildung ein besonderes Übergewicht besaßen . . .

Man erkennt auch gut, wie Sonne, Mond und Sterne nicht eigentlich persönlich gedachte, göttliche Wesen sind, sondern nur Instrumente wunderbarer Art, von den Göttern hingesetzt, um Jahre, Tage und Räume damit zu messen. Das ist ganz echt germanische Art, denn hier waren oder blieben doch die Götter keine Naturgegenstände, sondern Ideen, Lebensstile, menschliche Daseinsformen, Willensziele, kurzum Wesen geistiger Art. Es gab hier keine Göttin Mond und keinen Gott Sonne, es gab hier keine urarische Astrologie. Die Sonne ist ein „Ding" und der Mond desgleichen, allerdings ein lebendiges, oft genug in Tierform gedachtes, aber auch andersformiges Ding, das heimatlos umherirrte, bis die Götter ihm Stätte, Zweck und Bedeutung zuwiesen und das die Riesen gern haben möchten wie den Hammer des Thor oder die Äpfel der Idun.

Es wird gut sichtbar, wie menschlich die germanischen Götter gedacht sind. Sie lüpfen die Erde empor aus der Flut, sie gehen zu Rate auf ihre Stühle, sie benennen die Dinge, sie bauen Opferstätten und zimmern Tempel; für wen?, möchte man fragen; denn sie sind doch selbst die Götter. Aber zum Siedlungsbilde gehören nun einmal Opferstein und Tempel, und so bauen sie sie eben, weil sie Menschen sind wie wir, weil sie nichts sind als unsere idealisierten Vorfahren selbst. Schmiedewerkstätten legen sie an, schmieden Werkzeug und Gold, woran es ihnen in märchenhafter Weise nicht fehlt, denn das germanische Altertum hat alles Goldgerät sehr geliebt. Gold verleiht den Ausdruck der Sicherheit wie der Ungewöhnlichkeit, und so kann seine Erwähnung, sein Besitz zum Sinnbild und Namen eines ganzen jungen unbedrohten und erhabenen, glücklichen Zeitalters werden. Goldarmut würde leicht ein bedrohtes Zeitalter bezeichnen. Demgemäß spielen sie Brettspiel im Gehöft und sind fröhlich.

Drei Götter erschaffen auch den Menschen in der Welt; Erschaffung des Getiers und der niederen Pflanzenwelt wird nicht eigens erwähnt, sie sind einfach mit der Erde da für den bäuerlichen Verstand, nur die Bäume waren aus dem Haar des Ymir erschaffen. Bäume und Menschen gehören hier, wie auch sonst zuweilen, in bestimmter Weise zusammen. Als jene drei Götter einst am Strande der See entlang gingen, fanden sie dort zwei Baumstämme und schufen daraus das erste Menschenpaar, das nun einfach die Baumnamen trägt: Ask und Embla, Esche und Rankengewächs. Es heißt:

Bis drei kamen aus der Wanderschar,
mächtige und holde Götter zum Meere.
Sie fanden am Lande kraftlos liegen
Ask und Embla noch schicksallos.

Atem hatten sie nicht noch Seelenleben,
nicht Lebenswärme noch Gebärden noch gute Farben,
Atem gab Odin, Seelenleben Hönir,
Lebenswärme gab Lodur und gute Farben.

Hier war eine andere Götterdreiheit am Werke als bei der Erschaffung der Welt. Nur ohne Odin, den Hauptgott, ist nichts geschehn, was geschah. Das Ganze ist ein vertrauter Vorgang, völlig aus der Lebensnähe der Fischer und Siedler, der Seeanwohner genommen. Das Meer lockt die Suchenden, der Strand hält immer Herangespültes bereit. Drei Leute, die ihn entlang gehn, finden angetriebenes Baumholz, sie hauen und schnitzen es zu Figuren zurecht, als brauchten sie Hochsitzpfeiler oder Bienen-Klotzbeuten oder „zwei Holzmänner für die Heide draußen". Weil sie Götter sind, kommt es, daß sie ihnen unter der Hand auch Leben und Lebenskräfte verleihen. Von Ask und Embla stammt das ganze Menschengeschlecht. Midgard ward ihm zur Wohnung verliehn. Und so ist denn die Welt nicht nur für die Götter, sondern auch für die Menschen bestimmt, die in bezeichnender Weise von jenen abhängig sind. Stofflich gehören sie der Weltmasse an, Bäume aus Ymirs Haar. Zweimal gingen sie durch die Hände der Götter. Nicht das Tier ist des Menschen verwandteste Stufe, sondern der Baum. Wie gar oft hat nordisch-indogermanisches Empfinden genau so gefühlt! Aufgabe der Götter war es, die letzte Gestalt zu geben: wie der Welt so dem Baum. Ohne sie wäre weder der Mensch noch der klare geordnete Bau der Welt. Sie verkörpern unsern ewigen Trieb zum Werke, nichts liegen zu lassen, sondern aus allem das Beste zu machen, was zu machen ist. Man muß hinter diesem Mythos nichts anderes suchen als das einfache, schlichte Leben selbst und als unsere eigenen Vorfahren, die es lebten.

Die Welt, wenn sie fertig ist, enthält nun neun Heime, neun Siedlungen, wobei neun eine niemals klar zu verrechnende Zahl von der Bedeutung viel zu sein scheint, von der Bedeutung genug im gesteigerten Maß, dreimal die alle Genüge bestimmende Dreizahl genommen. Zwei Götterheime und ein Menschenheim, ein Riesenheim, Albenheim, Nebelheim sind darunter. Weise Leute haben die neun Heime alle durchwandert, so der Riese Wafthrudnir, der Zwerg Alwiß, der Gott Odin. Es gehörte zum Lebensstil der Wandergermanen, weit in der Welt herumgekommen zu sein.

Man muß sich also die Welt wie ein großes germanisches Haufendorf denken mit unregelmäßig verstreuter Gehöftanlage, mit großen Zwischenräumen zwischen den Gehöften oder auch wie eine riesige weitausgedehnte Einzelhofsiedelung Niederdeutschlands, Norwegens oder Islands. Es heißt:

> Neun Welten kenn' ich, neun stützende Baumwurzeln
> und den berühmten Maßbaum selbst, der bis in die Erde
> hinabreicht...
>
> Eine Esche weiß ich stehen, heißt Yggdrasil,
> ein hoher Baum, begossen mit weißem Wasser;
> von dort kommt der Tau, der in die Täler fällt;
> immergrün steht er über dem Brunnen der Urd.

Mitten in diesem großen Dorfe gibt es also natürlich den Dorfbaum; aus neun Wurzeln, die ihrerseits die Bäume der neun Heime sind, strebt er empor. Weil dies Dorf eine Welt ist, wird der Dorfbaum zum Weltbaum. Solchen heiligen Baum kennt auch jedes Einzelgehöft in sich. Zur Siedelung gehört der Baum, wie zum Bauern die Kuh. Er ist ein heiliger, ein Hausgeisterbaum; deshalb kommen die Nornen wie Hausgeister aus seinen Wurzeln. Ein Quell entspringt dort, wie der Dorfbrunnen sich beim Dorfbaum befindet. Heimdalls Horn liegt dort verborgen, wie man im Brunnen oder unter Baumwurzeln gefährdete Dinge verbirgt. Bäuerliches Weltbild ist das alles, eigentümlich in seiner klaren einfachen Stilsicherheit. Erwacht das Germanenkind zum Bewußtsein, so trifft sein Blick den Baum im Gehöft, an dessen Wurzeln es spielen wird. Dann trifft es ihn wieder im Dorf. Und so denkt es sich ihn im Gefüge der Welt. Der Baum ist der Haupteindruck in der Siedelungsvorstellung, im Gehöft wie im Dorf, und so setzt die Reihe sich fort in die Welt. Das ist gewiß kein erst isländisches Bild. So ordnen sich die neun Heime um den Baum in der Welt, der wie der Mensch eine Esche ist und der die Welt selber bedeutet. Man darf das Bild nicht zeichnerisch fassen wollen. Es gilt allein, den bäuerlichen Siedelungscharakter als Grundvorstellung hindurchzufühlen.

Physisch wirklich ist von den neun Heimen nur eines: Midgard, Menschenland, die germanische Erde. Die andern alle gehören den metaphysischen, unwirklichen Bezirken an. Auch der große Weltbaum ragt natürlich ganz ins Metaphysische. Er ist der Baum des metaphysischen Kosmos, nur sein Urbild ist aus der physischen Wirklichkeit der menschlichen Siedelungen genommen. Der Hahn als Wächter im Gezweig und die Hunde zu seinen Füßen erhöhen die Gehöftmäßigkeit. Die Gerichtsstätte der Götter liegt neben ihm wie der Dorfanger neben dem Dorfbaum. Der Baum selbst hängt voller seltsamem Getier wie ein Hochsitzpfeiler voller seltsamer Tierornamentik. Überhaupt ist die ganze metaphysische Welt angefüllt wie eine Fläche im frühgermanischen Kunsthandwerk: aus Scheu vor dem Leeren. Kein Fleckchen der Welt scheint mehr frei. Bevölkert, besiedelt, benamst und eingeteilt ward das Ganze. Hier hat ein rüstiges Geschlecht selbst die metaphysische Welt in heftigen Angriff genommen.

Es gibt zwei Götterheime, weil es zwei Göttergeschlechter gibt: Asgard und Wanenheim. Asgard liegt wie das Burggehöft eines Herrengeschlechts irgendwo über dem Dorfe der Menschen. Ein Wall ist darum. Drin stehen die Einzelwohnungen der großen Götter: Thrudheim, Ydalir, Gladheim, Thrymheim, Breidablik, Himinbjörg, Folkwang und andere mehr. In Gladheim liegt die goldglänzende Walhall. Bei solchem Nachdenken erweitert sich Asgard selbst wieder zu einem riesigen Siedelungsland mit schönen benamsten Einzelgehöften, mit Fluren und Siedelungen, Flur- und Siedlungsnamen. Daß auch Noatun, Schiffstadt, die Wohnung des reichen Wanenhäuptlings nunmehr in Asgard liegt, wird erst eine Folge seiner Übersiedelung zu den Asen sein. Sicherlich war Noatun ursprünglich im Gelände Wanenheims gedacht. Handel und Schiffahrt scheint mit den Wanenbezirken verbunden. Hier ragt ein drittes Bereich in die Bauern- und Kriegerwelt hinein. Wir vergessen zu leicht die Bedeutung einiger früher Handelsfaktoreien in der germanischen Welt, Haithabu in Schleswig oder Truso an der Bernsteinküste. Vielleicht reichte dieses Bild in die Vorstellung von Noatun und Wanenheim hinein.

Übrigens entbrennt zwischen den zwei Göttergeschlechtern der erste Krieg in der Welt. Die Welt wird auch enden mit einem Krieg. Krieg gehört zum Weltbild, er ist eine natürliche Notwendigkeit, und so steht er am Anfang wie am Ende der Dinge. Dieser Wanenkrieg selbst verläuft wie ein Krieg zwischen zwei menschlichen Stämmen: mit Auszug und Überfall, Feldschlacht, Verheerung des feindlichen Landes, Eroberung des feindlichen Burggehöfts und mit Versöhnung, als man genug hat vom Kriege.

Auch das metaphysische Weltbild ist sehr fluß- und waldreich gedacht. Es ist eben das natürliche altgermanische Landschaftsbild unbekümmert in die überirdische Welt übertragen. Ströme sind in Furten zu durchwaten, Furten müssen verteidigt werden. Haine und Büsche liegen stets dicht auch bei den mythischen Siedelungen, schaurige und liebliche. Grabhügel liegen vor den mythischen Siedelungen, wie sie vor den irdischen liegen. Auch hier sitzt der Hirte vorm Gehöft, sind Hahn und Hund am Gehöftbaum. Fluren, Flüsse und Haine tragen wie die Gehöfte ihren Namen. Es gibt hier eine göttliche Flurnamenkunde, wie es in jeder Beziehung hier ein sauber und peinlich geordnetes mythisches Weltinventar gibt. Mühlen sind in den Gehöften, Opfersteine und Tempel gehören dazu. Knechte und Mägde der Götter sind da und haben ihre Namen wie die Götter selbst. Mythisches Hausgetier wird sichtbar, Pferde, Wolfshunde, Böcke, Ziegen, Hähne und Eber, die ihre Namen führen. Dieser Trieb zur genauen Benennung und Ordnung hat selbst das schaurige Reich der Unterirdischen, Nebelheim, gegliedert und ausgestaltet. Der bäuerliche Geist unserer Vorfahren hat durch seine Götter, d. h. durch sich selbst, Besitz ergriffen von der ganzen Welt und spiegelt sich nun in ihr wider. Er hat mit einer erstaunlichen Systematik durch seine Götter, d. h. durch sich selbst, die Welt aus der Weltmasse gelöst, sie ausgestaltet und ihr ein Gepräge nach sich selber gegeben. Er hat in klarer, sicherer und folgerichtiger Weise seine schöne, naive, bäuerliche Ergriffenheit dazu benutzt, sich sein eigenes, sehr bezeichnendes Weltbild zu gestalten.

Wenn die Götter sterben

Aber über diesem ganzen Werke der Götter und der Menschen, über diesem ganzen klaren Bau der Welt hängt das unentrinnbare Schicksal des Untergangs, lastet ein Verhängnis, das unvermeidlich eines Tages hereinbrechen wird. Bedrohung zieht unaufhaltsam herauf und herrscht. Die feindlichen Dämonen sitzen oder liegen vorläufig gefesselt am Rande der Welt. „Der Erdkreis liegt von Ungeheuern trächtig." Es ist das Einzigartige, daß die Götter dem gleichen Schicksal unterliegen wie die Menschen, ja sie vornehmlich sind wieder in beispielhafter Weise die Hauptrepräsentanten des Untergangs. Die Periode dieser Welt läuft unaufhaltsam ab. Die Götter müssen fallen und sterben am Ende des Weltjahrs. Aber der Tod der Götter fegt natürlich auch ihre Werke, die von ihnen gebaute Welt und die von ihnen geschaffenen Menschen hinweg. Nach den Göttern als den Hauptrepräsentanten der Welt und ihres Endes heißt das Weltende Ragnarök, Götterschicksal oder (nicht ganz richtig) Götterdämmerung. Die Weisen und die Führer wissen um diese drohende Zukunft. Je weiser man ist, desto besser weiß man, daß dies alles zerfällt. Odin weiß es am besten. Es kommt nur noch auf das Wie, das Wann und die Einzelheiten des Endes an.

Ungeheure Tragik schwebt also – übrigens gepaart mit äußerster Gefaßtheit – über dem ganzen germanischen Weltbild. Und indem der Tag der Tage nur als eine große Schlacht vorgestellt werden kann, die man mit durchkämpfen muß auf seiten der Götter, welche doch fallen werden und untergehn– denn man muß ja nicht auf der Seite der Sieger (sofern es hier solche gibt), sondern auf der Seite der Freunde sein –, bekommt die Tragik einen heroischen Ton. Die Geschichte der Welt endet genau so wie jedes germanische Heldenlied: die Helden fallen. Das Leben des einzelnen wie das Leben der Welt

ist eben ungekrönt *ohne* ein heroisches Ende. Der einzelne Held wird und vollendet sich erst im heroischen Untergang als seiner Bewährungsprobe. Und so krönt und vollendet sich auch Welt und Götterturn erst in den Ragnarök. So hängt ja auch über der Welt der Nibelungen seit Sigfrids Tode das Schicksal, das sich eines Tages auslösen wird. Wie Sigfrid längst tot ist, ist auch Balder längst tot. Sigfrid ist nicht eben Balder, aber das Ganze ist auf anderer Ebene noch einmal das gleiche. Es werden folgen, hier wie dort, wissender Aufbruch, Kampf, Tod und Brand. Es handelt sich nicht um verzerrte teuflische Lust an der Zerstörung, sondern um tiefe Genugtuung über die große tragische Bewährungsprobe. Hier siegt nicht das gute Weltprinzip über das böse und tilgt dieses endgültig aus, sowenig wie im Heldenlied. Der ganze Vorgang hat mit Gut und Böse nichts zu tun, höchstens mit Freundlich und Feindlich. Weltangst und Zerknirschtheit sind sowenig darin ausgedrückt wie Hoffnung auf Welterlösung. Zugrunde liegt nichts als die einfache menschliche Erfahrung, daß nichts Bestand hat auf Erden, daß mit dem Geschaffensein und Gewordensein auch das Zugrundegehn unlöslich verknüpft ist, Geburt schon ein Todesurteil ist. Diese Erkenntnisse werden ungeheuer großartig summiert in der Götterdämmerung. Daß dabei auch die Gegenseite radikal mit vernichtet wird, ist so selbstverständlich und nebensächlich wie das Massensterben der Hunnen beim Burgundenuntergang. Bestraft wird hier niemand, *Feinde* werden erschlagen. Es handelt sich einfach um den Lauf der Welt, philosophisch geschaut und künstlerisch in große Form gebracht. „Es ist beschlossen, daß es mit den Göttern zu Ende geht", heißt es schlicht und einfach in einem eddischen Gedicht (Hyndla 7). Was geschehen soll, das geschieht. Daß selbst die Götter in dies Geschehen mit einbezogen sind, übermittelt ebensosehr das Gefühl der Unvermeidlichkeit wie der Geborgenheit. Daß es eine Schlacht ist mit Zweikämpfen und Aristien, Massenkämpfen, Einzelsiegen, Rachetaten sogar, mit vielen Untergängen in Würde, breitet eine tiefe Verklärung über das ganze Geschehen, ist das einzige Mittel, was den Stolz zur Trauer hinzufügen kann. Frauen haben mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Auch diese Schlacht

bleibt eine Männersache wie der Bau der Welt, das Ende so wie der Anfang.

Daß Unheil und Bedrohung heraufziehn, weiß der Wissende längst. Balder ist tot und nicht wiedergekehrt. Frey ist tot oder hat doch sein Bestes, sein Zauberschwert, in die Hände der riesischen Mächte gegeben. Odin hat um den Preis der Schicksalserkundung ein Auge dahingegeben; Tyr, der göttliche Krieger und Gefolgsmann, hat die rechte Hand eingebüßt. Thor trägt von einem seiner Riesenkämpfe ein Steintrum im Haupt. Seinen Hammer und Iduns Apfel, die schon geraubten, erhielten die bedrohten Götter grade noch einmal wieder zurück. Der Wissende ermißt die Bedrohung am großen Baum der Welt. Vier Hirsche nagen zurückgelehnten Halses am Weltbaum, Nidhögg der Wurm und unzählige Schlangen an seinen Wurzeln, ein Hirsch und eine Ziege äsen oben im Gezweig, an der einen Seite fault schon der Baum. „Die Esche Yggdrasil erduldet Pein, mehr als die Menschen wissen." Viele Riesen zwar sind schon erschlagen, aber die schlimmsten Dämonen sind nicht tot, sie liegen nur gefesselt: Loki, der Wolf und die Schlange, sie können und werden sich losreißen. Im Osten sitzt Hrym, der Riese, und wartet. Es wartet dort auch Naglfar, das Totenschiff, auf seine Vollendung und auf seine dämonische Mannschaft. Im Süden wartet Surt mit dem Zauberschwerte des Frey. Eine schaurige Alte sitzt irgendwo östlich im Eisenwald, wo sie die Dämonen gebar. Hräswelg, der Leichenadler, sitzt am Rande der Welt. Zwei große Wölfe machen Jagd auf Sonne und Mond. Die schrecklichen Leute Muspells, dessen geheimnisvoller Name noch lange selbst das christliche Südgermanien durchzittert, sitzen jenseits des Meeres und warten auf ihre Stunde. Ungeheuer reich sind die mythischen Formen der Bedrohtheit der Welt, die dennoch bei ihren Ersinnern wie Gläubigen weder Weltangst noch Weltgrauen ausgelöst haben, kein Wurmgefühl, sondern nur Entschlossenheit, Zusammenraffung und wahrhafte Gefaßtheit.

Es kommt eine Zeit, da erfüllen sich die Bedingungen des Untergangs alle nacheinander Schlag auf Schlag. 1. Der Winter nimmt kein Ende mehr, drei Winter herrschen nacheinander ohne einen

Sommer dazwischen, das ist der Fimbulwinter mit Meeresflut, Schneemassen und heftigen Stürmen; die Sonne scheint nicht mehr. 2. Große Kriege entbrennen, die die Sippen völlig auflösen. Offenbar reißen die Gefolgschaften die Sippen auseinander, Brüder erschlagen Brüder, Söhne die Väter und umgekehrt (hierdurch bekommt das Hildebrandslied eine besonders unheilvolle Beleuchtung). Auch sonst setzt Auflösung der alten Sitten und Bindungen ein. Wie sich das eine Schreckbild aus der nordischen Natur ergibt, so das andere aus der germanischen Verfassung, welche Sippen wie Gefolgschaften als Staaten im Staate kennt. Die ewige geheime Gefahr wird akut, was Heil sein kann, wird Unheil, die Spannung zwischen Sippe und Gefolgschaft wird so groß, daß sie zerreißt. Alles ist von einer für uns ewigen und unerbittlichen Wahrheit, gleichstark und gleichgroßartig mit den Elementen wie mit dem staatlichen Leben verkettet. Wenn es so weit ist, dann kommt das Ende der Welt. Aber der Untergang ist sowenig die Strafe für die Auflösung der gebundenen Sitten, wie er etwa die Strafe für die Vorgänge in der Natur ist. Jene Auflösung wie diese Naturkatastrophen sind nur Anzeichen des nahenden Untergangs. 3. Ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond. 4. Die Sterne stürzen im Bogen vom Himmel. Die bekannten Naturvorgänge sind in unerhört mythischer und endgültiger Steigerung herausgerückt aus dem einfachen Sternschnuppenfall und den vorübergehenden Verfinsterungen, in eine abschließende Bedeutung. 5. Die Erde erbebt in ihren Tiefen, und so reißen die gefesselten Dämonen sich los. 6. Der Fenriswolf kommt frei und rennt mit klaffenden Kiefern zwischen Himmel und Erde. 7. Die Midgardschlange erhebt sich aus dem Meer, so wird Menschenland überflutet, und die Menschen sterben. 8. Das Schiff Naglfar wird flott; es ist endlich fertig geworden, erbaut aus den Nägeln der Toten. 9. Loki selbst kommt frei. 10. Die große Walhall hat sich inzwischen mit 432000 Gefolgsleuten gefüllt, und auch damit ist das Ende der Welt angezeigt. 11. Eines Tages kehren Odins Raben nicht wieder, die ewige Befragung der Welt hat aufgehört, sie ist nicht mehr nötig. Es beginnt der Aufmarsch der Scharen. Der alte Weltbaum erbebt.

Aus dem zerklafften Himmel kommen die Muspellsöhne geritten. Wenn sie über die Himmelsbrücke reiten, zerbricht sie. Surt kommt von Süden, Freys strahlendes Götterschwert in der Hand. Von Osten kommt Hrym mit den Reifriesen auf Naglfar, er hebt den Schild im Riesenzorn. Loki fährt in einem Schiff, das er selber steuert, mit allen Helbewohnern heran. Von irgendwoher kommt der Fenriswolf mit den Riesen, kommt die giftblasende Midgardschlange. Ihr aller Ziel ist das Kampffeld Wigrid, seit langem für die Endschlacht ausersehn. Geregelte, gewissermaßen verabredete Kampfordnung gilt also bis zuletzt. Wigrid ist auch das Ziel der Götter. „Die Asen und Einherier legen ihre Rüstungen an und ziehen auf das Feld. Voran reitet Odin im Goldhelm und in schöner Brünne und mit seinem Speer Gungnir."

Der Kampf entbrennt, drei große Aristien heben sich heraus. 1. Odin reitet gegen den Wolf, der ihn verschlingt; aber Gott sei Dank rächt Widar den Vater, indem er dem Wolf den Rachen zerreißt. 2. Thor erschlägt die Schlange, erliegt aber nach neun Schritten ihrem Gifthauch. 3. Frey fällt von Surt nach hartem Kampf, „es wird jetzt sein Verderben, daß er das gute Schwert entbehren muß". Zu dieser Dreizahl der Aristien fügt Snorri aus andern Quellen noch zwei weitere hinzu: 4. Tyr und der Höllenhund Garm, beide töten einander. 5. Heimdall und Loki, beide töten einander. Die Einzelschicksale der vielen andern interessieren, genau wie im Heldenlied, dann nicht mehr sehr. Diese großen Götter vertreten alles Übrige und Menschliche hier zuletzt erst recht. Dann schleudert Surt Feuer über die Welt, und sie verbrennt; die so peinlich und sorgsam Ausgebaute mit allen Heimen, Gehöften, Hallen, Flüssen, Wäldern und Fluren wird zerschlagen und verbrennt. So eben schleudert Kriemhild Feuer über Etzels Saal. Die Aristien der Götter erinnern an die der burgundischen Könige. Jedenfalls ist auf anderer Ebene der Burgundenuntergang des Nibelungenlieds eine zweite Ausfertigung dieser grandiosen Zerstörung, dieses resoluten Schlusses mit der alten Welt.

Der Weltbrand mag vielleicht im Motiv einer pontischen Prophetie entstammen, aber er funktioniert hier nur noch wie eine Brenna der Saga und vergleicht sich durchaus dem Saalbrand beim Burgunden-

untergang. Das Zentralmotiv ist ersichtlich die Schlacht. Andere Mythologien kennen eine Götterschlacht am Anfang der Dinge. Dieser entsprächen im Germanischen etwa der Wanenkrieg und die frühen Riesenkämpfe. Den Weltuntergang als eine Schlacht zu sehen, ist germanische Eigentümlichkeit. Götterschlachten anderer Mythologien enden siegreich für die Götter. Diese Götterschlacht als einen Untergang ihrer Helden aufzufassen, ist die Art des germanischen Heldenlieds. Der Brand ist nicht zentral, ist ein Beiwerk.

Indem Odin und Thor fallen, ist das germanische Leben in allen Seinsschichten ausgelöscht: in Gefolgschaft und Sippe, Leben und Dasein, Kriegerischem und Bäuerlichem, Geistigem und Erdhaftem. Frey, längst angekränkelt, fällt: damit erlischt der Glanz auf dem Dasein. Der Glanz des Lebens war ja in Balder schon lange erloschen. Mit Tyr und Heimdall, dem Gefolgsmann und dem Wächter, sind in den wichtigsten Funktionen überhaupt alle Funktionen getroffen und dahingerafft. Gründlicher und beispielhafter konnte nicht ausgelöscht und aufgeräumt werden. Damit ist die ganze geschaffene Welt ausgetilgt, verbrannt und wieder zur Weltmasse zusammengesunken, die sie war, bevor die Götter sie bauten.

Aber weder das Nichts ist vorstellbar noch das völlige Ende. Neben der Urerfahrung „Nichts hat Bestand" steht die andere Urerfahrung „Alles kommt wieder". In Ruinen behagt es Germanien nicht, hier folgt Wiederaufbau.

Snorri übermittelt uns Gangleris bange Frage: „Leben dann noch irgendwelche Götter? Und gibt es noch etwas von Himmel und Erde?" – Wir kennen die unbeschreiblich schöne und köstliche Strophe der Völuspá:

> Dann hebt sich die Erde zum anderen Male
> in ewigem Grün aus dem Grunde der See.
> Es fallen die Wasser, überflogen vom Adler,
> der noch hoch am Felsen nach Fischen jagt.

Solches Evangelium verheißt eine neu heraufgelüpfte Erde, grün und schön. Auch Götter sind wieder da. Das goldene Zeitalter beginnt von neuem.

Es finden sich auch Asen auf dem Idafelde
und über den Erdgürtel den mächtigen reden sie
(d. h. über die Schlange)
und erinnern sich an ihr hohes Machttum
und an des uralten Gottes alte Runen.

Dann werden sich wieder die wundersamen
goldenen Tafeln im Grase finden,
die sie in Urzeiten einstens besaßen.

Ungesät werden die Acker bewachsen.
All Böses wird besser, denn Balder wird kommen ...

Widar und Wali, die beiden Rächergottheiten Odins und Balders, sind wieder da, da weder Surt noch See ihnen etwas anhaben konnten, und sie wohnen auf dem Idafelde, wo früher Asgard stand. Balder vor allem und Höd kommen hinzu. Und dort, wo es Hoddmimirs Gehölz heißt, sind auch zwei Menschenkinder übriggeblieben, Lif und Lifthrasir, Leben und Lebensverlangen, nähren sich vom Morgentau und durch sie wird Menschenheim aufs neue bevölkert. Die Sonne hat eine Tochter geboren, nicht weniger schön als sie selbst, und diese junge Sonne wandelt nun die Straße der alten. Ergreifend wie ein Evangelium klingt auch dieser Satz: „Die Sonne hat eine Tochter geboren." Was wäre eine Welt, in der keine Sonne scheint!

Die neue Welt ist ein verjüngtes Abbild der alten. Wie jene ist auch sie dem Ginnungagap, dem Zustand der chaotischen Weltmasse, glücklich entronnen. Erde und Sonne, Menschen und Götter, Midgard und Idafeld, ungesäte Acker und goldenes Brettspiel; – Bauern- und Herrenträume, die aufs neue in Erfüllung gehn! Denn das ist im Grunde immer der Unbegreiflichkeiten größte, jener gähnende Zwischenzustand des Nichts, wo es keine Erde gibt und keinen Himmel darüber, weder Baum noch Berg, weder Stern noch Sonne, wo der Mond nicht leuchtet noch das herrliche Meer. Alle diese Dinge verbürgen ja erst Ordnung und Bau und Inbegriff der Welt. Erinnerung an das Frühere reißt nicht gänzlich ab, dämmert dunkel wie aus Betäubung herauf.

Höd und Balder, das wider Willen feindliche Paar, jetzt aufs neue freundlich beisammen: das bedeutet den Frieden; Brüder, von denen einst der eine den andern erschlug: jetzt aber herrscht Sippenfriede von neuem. Aber auch die Gefolgschaft ist wieder da: wieder werden die wackern getreuen Kriegerscharen in der neuen Walhall wohnen, die jetzt den Namen Gimlee, die „Feuersichere", führt. Widar und Wali, die beiden Rächergottheiten, nur so und sonst gar nicht bekannt, sie sind wieder da; das Prinzip der Rache ist gerettet und das wirkt wie ein großes Zugeständnis an die kriegerische Seite. Ganz natürlich ist die Empfindung: wer Balder rächte, wer Odin rächte, der muß wieder da sein, denn er stellte die Weltordnung wieder her, er grade ist der Bürge der Ordnung und des Rechtes in der Welt. Rache gehört wie Sonne, Himmel und Acker zu den klaren Selbstverständlichkeiten im Bau der Welt. Die Waage des Daseins wäre erschüttert, wenn sie nicht ihren Lohn in sich tragen sollte. Hier liegt die eigentliche Naht zwischen den zwei Weltperioden. Trotz Friedens und goldenen Zeitalters: die stahlharte glasklare elastische Bereitschaft zum unmittelbaren Gegenschlag ist grundsätzlich und für alle Fälle mitgerettet. Beruhigt euch, so lautet dies Evangelium, ihr könnt euch auf alles Folgende verlassen: Widar und Wali sind auch wieder da!

Das ist bis ins Tiefste hinein ganz unchristlich gedacht und so halten wir es für innerlich unmöglich, daß sich die Schlußstrophen der Völuspá auf das wirkliche Christentum beziehen:

Dann kommt der Mächtige zum Lenkertum,
der Starke von oben, der alles regiert.

Zum Lenker-, Herrscher-, Machthabertum, at regindómi: der Sinn „Jüngstes Gericht" liegt keineswegs in dem Worte. Die Vision von Michelangelos Jüngstem Gericht aus der Sistina halte man sich hier fern. Gemeint ist ein Dauerzustand, keine einmalige, schnell ausgesprochene richterliche Entscheidung, sondern die Regentschaft über die Welt. Dieser Mächtige ist durchaus kein unbekannter Gott. Wäre dieser Starke von oben Christus, so würde er benannt sein. Aber auf solchen Synkretismus „Christus im germanischen Olymp" konnten

erst Forschung und Kunst um 1900 verfallen. Nach innerer Logik kann es sich nur um Balder handeln, dessen Name ja auch in geradezu vorbereitender Weise genannt war. „Balder wird kommen", nämlich: at regindómi. Es ist ja goldenes Zeitalter, und solange ist eben Balder der Herr der Welt. Stirbt er wieder, so sinkt es aufs neue dahin, denn er ist ja der Repräsentant des goldenen Zeitalters. Er bedeutet zwar keinen Frühling, der jedes Jahr wiederkommt, aber einen neuen metaphysischen Weltfrühling bedeutet er doch.

Eine letzte Vision zeigt nun wirklich in michelangelesker Weise den entweichenden Feind:

> Dann kommt der dunkle Drache geflogen,
> der funkelnde Wurm vom Dunkelgebirge.
> Es trägt im Gefieder, das Feld überfliegend,
> Nidhögg die Leichen – – – nun wird er versinken,

um sie, wie früher, irgendwo im Verborgnen auszusaugen, müssen wir interpretieren (Völuspá 39), bis auch er und seinesgleichen von neuem aufbrechen wird zur Bedrohung der Welt. Denn hier handelt es sich nicht um ein ewiges Paradies der Güte und des restlos ausgeschalteten Bösen, sondern um die geahnte Wiederholung des ewigen Weltablaufs in der Spannung zwischen Freund und Feind. Ein „Versinken ins Nichts" kommt als zu modern für den Drachen nicht ernstlich in Frage. Sein Flug beleuchtet ihn, wie er von einem Schlupfwinkel, darin er den Brand überstand, in den anderen flattert.

Unsere ewigen Freunde

Wenn der Mensch das Bewußtsein seiner schicksalhaft bedrohten Lage nicht mit Wurmgefühl beantwortet, sondern mit heroischer Haltung und besonderer Aktivität, so wird er weniger dazu neigen, die Welt in Gut und Böse aufzulösen, als vielmehr in Freund und Feind. Es ist also nicht erstaunlich, daß gerade die Germanen mehr als andere Völker auch die metaphysischen Mächte in Freunde und Feinde schieden und daß sie die Götter gewöhnlich als ihre Freunde sahen, die genau wie sie selbst in ewigem Kampf mit den riesisch-dämonischen Feinden liegen. Bis in die äußerste Bewährungsprobe am Ende der Tage als Freund auf der Seite der göttlichen Freunde zu stehn, wurde zum höchsten Stolz der Leute im alten Germanien.

Freundschaft kann verloren gehn, kann trüglich schillern, kann zu Feindschaft werden. Andere Religionen kennen wohl den gestürzten Gehilfen des Gottes, der nun zum Prinzip des Bösen wird, zum altbösen Feind. Aber die Erfahrung gebrochener Freundschaft, die aus trügerischem Schillern zu offener kalter ewiger Feindschaft wird, hat kein anderer Mythos so ausgestaltet wie der germanische in der Erscheinung Lokis. Er wird aus einem Freund und Gehilfen der Götter zu ihrem Feind, damit zum Feind auch der von ihnen geschaffenen Welt und der Menschen. An physikalische Vorgänge denken wir nicht, lediglich an anthropologische, an die in ihm persongewordene Freundschaft, die zur Feindschaft ward, dabei noch immer faszinierend genug und nicht ganz unsympathisch blieb. Es liegt in Loki eine Antwort auf eine menschliche Erfahrung vor, die mit Gut und Böse zunächst nichts zu tun hat. Auch das Heldenlied hat sich gelegentlich in verwandten Figuren versucht, man denke an Heime, besser noch an Wittich. Es handelt sich nicht um einen Judas, der um schnöden Lohnes willen Verrat übt. Es handelt sich um Freundschaft,

die eigentlich grundlos – und eben darin liegt die tiefe metaphysische Erfahrung – zu Feindschaft wird. Und da die philosophischen Begriffe fehlen, diese unheimliche Ausweitung des Seelischen faßlich zu machen, stellt der Mythos gewöhnlich die Verbindung mit dem Dämonischen erklärend in Rechnung: Wittich stammt von Dämonen ab, Loki ist vieler Dämonen Vater.

Loki war zuerst nicht der Feind, und etwa restlos als böse verachtet ist er bis zuletzt nicht gewesen. Es zeigt sich sehr deutlich, daß mit ihm nicht von vornherein ein Prinzip des Bösen vertreten war in der Welt, aber von einer gewissen Zeitstufe ab mischen sich alle seelischen Möglichkeiten in diesem Gott. Die Dinge liegen hier nicht etwa wie in der Religion Zoroasters. Denn der Mensch weiß nicht von vornherein, daß es Feinde gibt, daß aus Freund Feind werden kann. Er muß es erst erfahren und lernen.

Bankgenosse und Blutsbruder Odins war Loki in der Urzeit, sein „Frühjahrsgefährte". Mit Odin und Hönir war er als Lodurr an der Erschaffung des Menschen beteiligt, gab Wärme und Farbe. Als Logathore verehrt ihn die Runeninschrift der Nordendorfer Spange in hoher Formel neben Wodan und Donar (d. i. Odin und Thor). Gerade mit diesen großen Göttern ist Loki immer aufs engste verbunden. Das wäre alles bei absoluter und uranfänglicher Bosheit nicht möglich. Germanischer Sinn hatte offenbar gar keinen Ansatzpunkt für solchen absoluten Dualismus im Moralischen. Wohl aber erfuhr er bei all seinen Schritten in die Welt, daß es eben Feinde gibt und daß aus einem Freunde ein Feind werden kann.

Denn nun findet sich jene Reihe von ungemein lebendigen Mythen, in denen Loki Schaden stiftet und Nutzen zugleich, weil doch nur sein überlegen listiger Geist den angerichteten Schaden wiedergutmachen kann: – Schaden und Nutzen, wie mit zwei sich abwechselnden Gliedern manchmal zu ganzen Ketten verbunden. So jene Geschichte, die von seinem Attentate auf Thiazi über die Preisgabe von Iduns Äpfeln bis zu Thiazis Tod, zu Skadis Trauer und ihrer Erlösung zum Lachen führt. Auch bringt er den gefährlichen Baumeister um seinen Lohn und veranlaßt die Götter, indem er ihnen nützt, zum

Betrug. Er schädigt, indem er nützt, und er nützt, indem er schädigt. Er schafft das lösende Gold und zugleich den Fluch, der sich darauf lagert. Von ihm stammt der Plan zur erfolgreichen Wiedergewinnung des Hammers, daß aber er ihn erst in die Gewalt des Riesen gebracht hatte, dürfen wir ruhig vermuten. Gerade von ihm geht die Gefährdung der göttlichen Machtmittel aus: der Apfel der Idun, des Halsbands der Freyja, des Haars der Sif, ja sogar der Person Thors selbst, den er dem Riesen verriet, in dessen Gewalt er selber geraten war. Seine genialen und niederträchtigen Listen sind unerschöpflich.

Zu den märchenhaften Zauberdingen der Götter muß der Mythos greifen, um das Doppelwesen Lokis zum Ausdruck zu bringen. Denn an ihnen wird ihre Gefährdung vornehmlich sichtbar. Ihm verdanken sie die meisten dieser Dinge und zugleich auch wieder deren ewige Bedrohung. Was ihm mit dem Verrate Thors nicht geglückt ist, glückt ihm doch mit der Ermordung Balders: an dieser Meintat war er schuld in jeglicher Form, indem er tückisch verkleidet der Frigg das Mistelgeheimnis entlockte, den blinden Höd zum Schuß verführte und als einzig nichtweinendes Wesen die Wiederkehr aus Hel verhinderte.

Damit war sich der Mythos schließlich und drittens im klaren, daß Loki letzten Endes und entscheidend auf der Gegenseite der Götter steht. Im Wortstreitgedicht (Lokasenna) wie in der Götterdämmerung hat das gewissermaßen eine doppelte Ausfertigung bekommen. Bezeichnenderweise, denn in Wort wie in Tat führte jenes Geschlecht seine Kämpfe gleich gut. Wie Loki in jenem Wortstreitgedicht, dessen grandiose Unverschämtheit nur bei Aristophanes ihresgleichen findet, alles Schlimme in Gestalt von Worten auf seine ehemaligen Freunde häuft, ausnutzend darin seine frühere Freundschaft bis aufs letzte, so führt er bei der Götterdämmerung alles Schlimme gegen sie in dämonischen Gestalten, und seine eigenen Erzeugnisse sind es beidemal. Indem diese großen Weltdämonen nicht anders wie jene erschreckenden Lügen und Entstellungen seine Kinder und Erzeugnisse sind, wird er endgültig zum Feind, ja zum hoffnungslosen Prinzip

der Feindschaft. Der Mythos muß zu einem barbarisch-urzeitlichen Bilde greifen, um sich solch dämonische Vaterschaft zu erklären: – Loki fand ein halbverkohltes Frauenherz, fraß es und ward davon schwanger. Aber der Mythos ließ ihm anderseits die Anmut, die Schönheit, die geistig-spielende Gewandtheit, alle jene Eigenschaften, die ihn einst zum liebenswerten Frühjahrsgesellen machten.

Es ist klar, daß auch dieser seltsamen Gottheit eine bestimmte menschliche Seinsmöglichkeit zugrunde liegt und daß ihre Erklärung ausschließlich in die philosophische Anthropologie gehört. Natürlich betrifft das Listige an sich sehr stark die Seinsmöglichkeiten einer Kriegerkultur, bedeutet vielleicht sogar ein Seinsideal –, wie es vielleicht mit Hermes für die Seinsmöglichkeiten einer Kaufmannskultur der Fall ist. Aber darüber hinaus repräsentiert dieser Gott Loki eine ganz bestimmte seelische Entfaltungsstufe, die mir eigentlich erst durch gelegentliche Ausführungen Oskar Beckers über „Entwicklung im Menschen" klar geworden ist. Die Stufe der Möglichkeit, Verschiedenes, ja Widersprechendes zu sein, jene innere Weite des Landes der Seele, die die Freiheit zum Guten wie zum Bösen besitzt – denn solange sie nicht auch böse sein kann, ist die Seele nicht frei: die Erreichung dieser seelischen Stufe bei den Germanen scheint sich mir deutlich in Loki wiederzuspiegeln, in einer unerhört aufrichtigen und eindrucksvollen Weise, welche übrigens die Heldendichtung noch einmal bei Starkad versucht hat, der in jeder seiner Lebensepochen neben allen Großtaten doch aber ein Neidingswerk vollbringen muß nach seiner Bestimmung. Daß „Loki" bei alldem unter der Form eines Kosenamens lebt, gebildet in ganz üblicher Weise aus seinem alten, schwerlich mehr deutbaren Vollnamen Logathore-Lodurr, erhöht noch diese eindrucksvolle Aufrichtigkeit. Es mag darin gleichwohl die Zeit anklingen, da der Anmutige und Verschlagene noch der Frühjahrsgefährte Odins war.

Die Welt war geschaffen, Menschenland war da, Germanien trat in den Prozeß des Lebens und der Geschichte, lernte zu scheiden zwischen Freund und Feind und mußte erkennen, daß aus dem Freund ein trotz allem noch immer geliebter und bewunderter Feind

werden kann, ja daß solche rätselvolle Ausweitung durchaus ein und dieselbe menschliche Seele ergreifen kann: – die mythische Antwort auf all diese Erfahrungen ist Loki.

Aber der fast ewig verläßliche göttliche Nachbar und Freund des Menschen ist Thor, der in seiner Haltung schwerer begreifbare göttliche Führer und Freund ist Odin. Sippe und Gefolgschaft liefern den natürlichen Freund. Was nicht zu Sippe, Nachbarschaft, Heimat, Stamm und Volk einerseits, nicht zu Gefolgschaft und Staat anderseits gehört, liegt nicht in jener Welt, die hier die verläßlichen Freunde liefert. Stadt und Schule und Amt kommen noch nicht in Frage. Es ist bekannt, daß der eine Bereich sich in Thor, der andere in Odin vergöttlicht hat. Es ist auch bekannt, wie Sippe und Gefolgschaft zuweilen in eine gewisse Spannung miteinander geraten können um des jungen Menschen willen, dessen sie sich bemächtigen wollen. Dann sind selbst diese beiden geheiligten Ideen nicht völlig sicher davor, zeitweilig auch feindlich empfunden zu werden, Odin gewiß mehr als Thor. Aber im Starkadmythos begegnet der Dialog, in welchem Odin und Thor den jungen Helden um die Wette begaben wie sonst nur Nornen, Parzen oder Feen es tun, und wie diese mit verschiedenem Vorzeichen. Und hier ist es Thor, der zu jeder guten Gabe, die Odin gibt, seine schlimme Gegengabe hinzufügt. Mit sichersten Griffen läßt der Mythendichter, der seine beiden Götter kennt, sie ihre Gaben aus ihren eigensten Bezirken holen. Sie und nur sie können jedesmal solche Gabe verleihen. So verhängt ihm Odin als Freund seine Liebe, langes ruhmreiches Leben, die besten Wehren und Waffen, Reichtum an Geld und Gut, Sieg in jedem Kampfe, die Dichtkunst, „daß ihm der Vers so leicht falle wie die Rede" und die Freundschaft der edelsten Fürsten, die Gunst der Großen. So verhängt ihm Thor die Sippenlosigkeit (einsam soll er sein, ohne Sohn und Tochter, letzter seines Stamms), verhängt ihm eine Neidingstat in jeder Lebensepoche, Besitzlosigkeit an Grund und Boden, an Halm und Ar, keine Freude an Geld und Gut, schwere Wunden aus jedem Kampf, kein Gedächtnis, seine Gedichte festzuhalten, und den Haß des kleinen Mannes aus dem Volke. Dieser Dichter hat also sehr

gut gewußt, daß erst diese beiden Götter zusammen das volle menschliche Dasein verbürgen, daß Thor und Odin zusammen voller Wesensausdruck des germanischen Geistes sind, nicht sich ausschließend, sondern sich ergänzend ...

Mit Wind und Gewitter hat das alles nichts zu tun, wohl aber in wunderbarer Weise mit philosophischer Anthropologie. Dieser Starkad soll ein Krieger sein, dem die Bindungen zur Sippe, zum Blut, zur friedlich-nachbarlichen Gemeinschaft, zum Boden, zur seelischen Zufriedenheit, zur leiblich-physischen guten Gehaltenheit, zum ruhig sicheren Besitz seines Geistes, zu der breiten Schicht des heimatlichen Volkes, kurzum zum Beharrenden in jeglicher Hinsicht zerschnitten sind und dem deshalb der Thor als die vergöttlichte Idee all dieser frommen Bindungen und beharrlichen Kräfte nicht mehr als Freund erscheint. Die Zusammengehörigkeit all dieser Gaben aus scheinbar unzusammengehörigen Gebieten kann nicht wahrer, weiser und tiefer erkannt sein. Wer sie nicht hat, dem bleibt noch Odins Freundschaft, aber wer sie besäße, der könnte wirklich sagen, Thor sei sein Freund.

Zweifel an diesen Göttern kann sich begreiflicherweise nicht darin äußern, daß man ihre Existenz leugnet. Wie sollte man die Existenz des Sippenbezirkes leugnen wollen in Germanien oder die des Führer- und Gefolgschaftsgedankens? Aber man kann den Wert dieser Bindungsbezirke leugnen, sie verachten und den Kräften, die man aus ihnen bezog, nicht mehr trauen. Man kann dahin kommen, jene Kräfte als gleichgültig oder eben gar als feindlich zu empfinden. Das liegt bei Odin begreiflicherweise näher als bei Thor. Interessant genug, daß es aber auch der „Idee Thor" gegenüber doch vorkommt. Man traut der Idee oder dem Gotte dann nicht mehr – dies ist der praktische Atheismus der Germanen –, wie man einem menschlichen Freunde nicht mehr traut, den man als Feind anzusehen gelernt hat. Es ist gar kein Atheismus im Grunde, erstreckt sich auch gar nicht auf alle Götter, sondern meist nur auf den bisherigen Lieblingsgott, – gleicht vielmehr einer zerbrochenen Freundschaft, einer Freundschaft, die enden konnte, weil der göttliche Freund versagte. Genau so be-

nimmt sich Hrafnkel seinem Lieblingsgott Frey gegenüber in der wegen dieses Freundschaftsverhältnisses mit Recht so berühmten Hrafnkelsaga, genau so noch der deutsche Parzival Wolframs seinem christlichen Gott gegenüber. Man glaubte, einen vinr, einen fulltrúi, einen félagi, an old fellow, einen guten Kameraden und Bruder in dem Gotte zu besitzen, man hat sich getäuscht, nun traut man ihm nicht mehr. Möglich, daß man dann dem Odin mehr traut oder dem Krist oder dem Michael oder vielleicht auch gar keinem mehr. Leicht möglich, daß man nur noch sich selber traut, seinem eigenen „mátt ok megin". Immer ist die Antwort, die das Temperament des germanischen Menschen auf solche Erfahrungen gibt, nicht aus dem schwarzweißen moralischen Wertbereich genommen, sondern von der sauberen Ebene der Freundschaft oder Feindschaft ...

Es gibt unmittelbar überzeugende Beispiele der festen Freundschaft mit Thor. Thorolf Mosterbart glaubt sich in engster Verbindung mit dem Gott, fragt „seinen lieben Freund Thor", ob er nach Island auswandern oder sich mit König Harald aussöhnen solle, nimmt Holz von Thors Tempel und Erde von Thors Opferstein mit in die neue Heimat, wirft im Angesicht Islands den Hochsitzpfeiler mit Thors geschnitztem Bildnis über Bord, um dort zu siedeln, wo dieser ans Land treibt. Frömmere und engere Bindung ist nicht denkbar. Doch aber ist der Gott nicht sein Herr, wie der Gott Abrahams, sondern sein Freund. Thor ist das Dasein selbst mit den frommen bewahrten Bindungen, er ist die Bindung selbst, ohne die das menschliche Leben ein Wind ist. Dieser göttliche Freund steckt also im Holz des Tempels, im Hochsitzpfeiler, in der Erde unter dem Opferstein; in der neuen Siedlung, wenn sie nur von diesen Dingen berührt wird, wie in der alten, wenn man nur diese Dinge fromm bewahrte; in der Hausgenossenschaft und in der Sippe, die geschlossen den Mann in die neue Heimat begleitet; im Schiff, darin er fährt und das die ganze Thorsgemeinde trägt. Er ist das Heilige des Seienden und der Verwurzelung damit. Wohl gibt es ein losgelöstes, entwurzeltes Dasein, das sich besonders äußern muß, wenn man die Heimat verläßt. Ertrage es, wer es kann! Thor bezeichnet es nicht. Es gibt ein frommes

verbundenes Dasein, das sich auch in der Fremde bewahren läßt. Hierin liegt das Wesen dieses Gottes. Er ist überhaupt die Idee des verbundenen Daseins, die in ihm Gestalt gewonnen hat. Wohl dem, der sein Freund ist! Ihn kann im Grunde nichts erschüttern. Kind und Kindeskind gibt man diesem Freund, nennt man mit Namen nach ihm: Thorstein, Thorgrim usw., und verankert sie so schon namentlich in ihm. „Ich und mein Haus", aber nun nicht: „wir wollen dem Herrn dienen", sondern wir wollen Thors Freunde sein. Nicht nur diese Familie des Thorolf Mosterbart steht so da, sondern viele, alle, es ist die Norm. Thor ist der Freund aller bäuerlichen Sippen, er ist der Gott der bäuerlichen Gemeinschaft, der Schützer Menschenlands, der gute starke befreundete Nachbar, auf den man sich verlassen kann, der Wagenfahrende, der Sohn der Erde, des besiedelten vielnützen Bauernlands. Er verjagt alle unmittelbare Gefahr, ist „durch Sippe verwandt jeglichem Volk", „Sippe" heißt sein Weib; er ist das Glücksgefühl des bebauten Lands, höchstes heimisches Gut; er ist die Persönlichkeit des typisch germanischen Bauern, sein vergrößertes Abbild, geschlossen und zuverlässig, die Idee der hilfreichen Nachbarschaft, heilige Güte; er ist das Herkommen, die Summe des Alten, Erprobten und der guten heimischen Überlieferung, eindeutig und ungespalten, die ewige Rüstigkeit zum schweren Werk und der gute Sinn für dieses Werk. Wohl dem, der ihn zum Freund hat! Ihn kann nichts erschüttern. Heilig ist er selbst da, wo er einfältig, rückständig oder derb polternd erscheint; problemlos, geschichtslos endloses Dasein, gesund an Sinnen und Leib und das unbewußte Glück darüber; nicht listenreich, nicht betrügerisch, ohne Verwandlungskunst, und selbst das bloße einmalige Verkleiden fällt ihm herzlich schwer wie ein fremdes unliebsames Abenteuer . . .

Thor ist der heilige Führer und Freund der Bauern und der Fluren. Knecht und Magd sind ihm zwei junge bäuerliche Geschwister aus einer Bauernfamilie, die ihn ergrimmen und sich wieder besänftigen sah, als er ihre Angst wegen der Übertretung seines Gebotes gewahrte. „Der Erde Sohn ist eingetreten" heißt es am Schlusse der Lokasenna; nachdem der Lästerer sämtliche Götter beschimpft hat,

ist Thor die letzte und äußerste Autorität, die ihm noch entgegengehalten werden kann.

Die Ostfahrten ins Riesenland sind der märchenhafte Ausdruck seiner unentwegten Kämpfe mit den schädlichen Mächten der Welt. Sie haben etwas Endloses und zugleich Vergebliches an sich wie Menschenwerk, sie helfen wie Menschenwerk für den Augenblick, sie sind tapfer und etwas komisch zugleich und die manchmal gewaltige Epiphanie des Gottes verliert doch auch wieder ihr Eigenmaß und erscheint leicht nichtig und klein, ja däumlingshaft bei solcher Sisyphusarbeit gegenüber der ewig unverminderten Bedrohung der Welt. Sie schaffen Beruhigung mindestens für den Augenblick. Sie bieten den Gegenstand unzähliger Geschichten dar und man sieht, daß ganz Midgard sich mit Vorliebe über ihn und seine Rüstigkeit unterhielt. All diese Geschichten, welche künstlerische Einkleidung sie auch fanden, sind in tiefster Weise aus der Tradition geschöpft. Ein paarmal spielen sie mit der Situation, in der der Gott schon wie in epischer Vorausdeutung dem Midgardwurm gegenübersteht, der ihn am Ende der Tage, sterbend durch ihn, noch verderben wird.

Aber man stelle sich den Thor doch nicht zu alt und zu plump und zu tölpelhaft vor, nicht so, wie man sich seinen Freund nicht wünschen würde. Thor ist ein fixer Bursche, man erzählte sich mit bäuerlichem Behagen und gewiß nicht erst auf Island, sondern gewiß auch schon zuvor bei den Südgermanen, daß er nicht nur Riesen, sondern auch den Herrn Krist zum Holmgang herausgefordert habe: „und Krist wagte es nicht, sich mit Thor zu schlagen". Und wir erblicken sein Bild noch in einer zweiten Reaktionslegende besonders reizvoll, urwüchsig wie am ersten Tag, frisch und unvergänglich liebenswert:

König Olaf Tryggwason segelte an der Küste entlang. Ein Mann stand auf der Felszunge, rief und wollte mitgenommen sein. Man ließ ihn an Bord springen. Es war ein junger vierschrötiger Bursche mit rotem Bart. Sogleich begann er die Leute zu foppen und zu Kraftproben herauszufordern, war voller Lustigkeit und Einfällen, während sie rangen, und so schlagfertig, daß von vorn bis achtern sich Munterkeit erhob. Sie mußten alle mit ihm ringen, und er hatte ge-

waltige Kräfte. Dann sagte er: „Ihr seid elende Schwächlinge, zu erbärmlich für solch ein Schiff und einen so guten König! Unter König Raud waren andere Kerle an Bord, da war ich ein Knirps, hier bin ich ein Kraftkerl." Dann forderte der König ihn zum Erzählen auf. Die Zeit verging wie im Flug. „Erzähl auch etwas aus den alten Tagen." Der Mann war gleich dazu bereit. Er sagte: „Dies Land war hier einst von Riesen bewohnt. Sie zogen weg, und nur zwei Riesenweiber blieben. Die Menschen zogen ein in das Ödland, aber sie hatten fürchterliche Not und Plage von diesen beiden Riesenweibern, bis sie endlich von diesem roten Bart und diesem guten Hammer Beistand bekamen." Damit lachte er den König an und warf sich zugleich pfeilgeschwind über die Reeling. Der König wunderte sich, wie frech der böse Feind am hellichten Tage sei. Daraus könne man lernen, sagte er, daß christliche Männer sich immer vor der Hinterlist des Schlimmen in acht nehmen und sich ständig vor Gott mit dem Zeichen des Kreuzes segnen sollten.

Jung, vierschrötig, rotbebärtet, munter und voller Lebenslust erscheint auch hier noch der Gott, gewissermaßen wie die sich ewig verjüngende Kraft der Sippe, die Macht des Alten, Bodenständigen, wie sie immer wieder durchbricht, teils mit Kraft und teils mit Humor, wie das Volkstum geradezu selbst, auch unter der Herrschaft des neuen, hohen und fremden Geistes, den er doch respektiert, aber umhaucht von unzweideutiger Sehnsucht und Sympathie ...

Demgegenüber ist Odin ein schwierigerer Freund, dunkler und unbegreiflicher. Wer sich ihm verschworen, begehrt nach Bindungen und Kräften anderer Art, hat – zeitweilig oder für immer – eine Entfernung vom rein Vegetativen und Geschichtslosen genommen, aus der Ruhe zur Gefahr, zur Macht, zum Ruhm und zum Geist. Wir hörten, was Odin seinem Freund Starkad gibt: ruhmvolles, tapferes Leben, Waffen, Sieg und Reichtum, Fürstengunst und Dichtergabe. Dichtkunst steht in dieser Frühkultur für die Region des Geistigen überhaupt, ebenso wie die Kunst der Rede. Eines der wenigen Gebete, die wir aus dem germanischen Altertum besitzen, zeichnet den göttlichen Gefolgschaftsführer ähnlich:

Bitten wir den Vater der Krieger freundlich zu sein,
er vergilt und gibt Gold der Gefolgschaft,
er gab dem Hermod Helm und Brünne,
schenkte dem Sigmund ein Schwert zu eigen,
gibt Sieg dem einen, dem andern Reichtum,
Redekunst manchem und Menschenwitz,
Fahrwind dem Degen, Dichtkunst dem Skalden
und männliche Tatkraft manchem Helden.

Man sieht den Führer, der der Gefolgschaft seine Gaben verteilt, aber weil er ein Gott ist, sind nicht nur Gold und Waffen, sondern auch der Sieg und der Wind, sind Rede, Geist und Dichtkunst, ist auch die Lust zur Aktivität unter den Gaben. Um diesen Gott ist heroische Atmosphäre, in die auch die zwei beispielhaften Heldennamen des Gebets versetzen, hier ist Gefolgschaft und der Wunsch nach den Eigenschaften, die zum Führertum gehören: Klugheit, männliche Tatkraft und die Gabe der Rede. Hier ist der Aufbruch zur Geschichte, zur Völkerwanderung und zum Wikingertum, zum Heldenlied, zur Macht und zum Staat.

Snorri hat mit schönen Worten hingesagt, wie sie sich ihn dachten, die Gefolgsleute, Dichter und Führer, den, dem ihre Herzen zuschlugen, den sie sich zum Freunde wünschten, dem sie die Züge gaben, die sie an sich selbst und ihren Freunden suchten und die sie von ihm zurückerhalten wollten: „ein großer Kriegsmann, vornehm und hochgeehrt, so edel und schön von Ansehn, daß, wenn er unter seinen Freunden saß, jedermann das Herz im Leibe lachte." Dazu wird immer wieder betont die Gabe der Rede, die Gabe der Dichtkunst, die Gabe der Strategie, die Erfindung der keilförmigen Schlachtordnung, der Runenschrift: wir sehen, hier ist die andere Seite des germanischen Menschen, neben der bäuerlichen Seite das Herrentum, vor allem der Sinn für das Herrentum und für dessen Vermählung mit dem Geist und der schönen Gestalt. Hier ist diese Seite in großartiger Weise unter die Götter erhoben, vielmehr zu der Götter Oberstem gemacht.

Diesem Sinn ist bezeichnenderweise die Hauptrolle bei der Er-

bauung der Welt, bei der Erschaffung des Menschen, beim Regiment der Welt, bei der Erkundung ihres Schicksals und bei der Sorge über das Schicksal übertragen, ihm ist wie die Herrschaft so die Verantwortung für die Herrschaft im ganzen Ablauf der Welt zugewiesen. Hier ist die unmittelbare Beziehung zu den Königen und ihren Taten, d. h. zu der Geschichte Germaniens, Deutschlands, die bekanntlich Führer- und Gefolgschaftsgeschichte war, eine Zirkulation von Führern und Eliten. Hier ist zugleich unverkennbar die Beziehung zur germanischen Dichtung, zum Heldenlied, d. h. zu einer Dichtung, die nichts anderes als Führer- und Gefolgschaftsdichtung war, in ihren Trägern wie in ihrem Gegenstand.

In diesem Sinn mündet die Redegabe, wie man sie kennt am germanischen Gefolgschaftsführer von Ariovist bis zu König Sverrir, der sich sein Reich durch Reden ebensosehr eroberte wie durch seine Gefolgschaft. Indem dieser Sinn zum Herrn der Welt und der Weltperiode vergöttlicht wurde, seine Halle zum Sammelpunkt aller guten germanischen Führer und Gefolgsleute, die er um sich schart für den Tag der Götterdämmerung, indem also Ziel und Zentrum der Welt eine jenseitige Gefolgschaftshalle und der Ablauf der Welt ein Sammeln aller guten Gefolgsleute für den Aufbruch wurde, der zugleich das Ende dieses Ablaufs bedeutet, – ist in Wahrheit das Gefolgswesen zum Weltprinzip geworden für das Ganze wie für das Einzelschicksal und damit die germanische Metaphysik zu einer Gefolgschaftsmetaphysik. Wir sind also, d. h. mit einer Auslese der Besten unter uns, bestimmt zu Odins Gefolgsleuten; wir sammeln uns allmählich um ihn; wir warten, warten, warten; er wird seiner Erkundungen pflegen und seine Meldungen erhalten; er wird sorgen und sinnen; er wird wissen, wann er das Zeichen zum Aufbruch zu geben hat. Diesem Bilde führen alle Quellen unweigerlich zu; sie werden es aus den Tiefen der Wünsche schon Südgermaniens, nicht erst des Nordens entwickelt haben.

Bauerntum, aber keine Stadtkultur, nach Sippen und Stämmen geordnet; Staatengründung aus dem Führer- und Gefolgschaftswesen heraus! Man sieht, wie dieser „Lebensstil", um hier den Rothackerschen Terminus zu gebrauchen, klar und deutlich im Mythos metaphysische Geltung gewann. Das sind die germanischen Antworten an die Welt. Wie klar hat schon Tacitus die einzigartige Bedeutung des germanischen Gefolgschaftswesens erkannt, wie warm und adlig es geschildert. Wir wissen, daß die Geschehnisse der Völkerwanderungszeit und ihrer Fortsetzung, der Wikingerzeit, von Führern und Gefolgschaften getragen waren, daß alle jene Teilstaatengründer von Spanien bis nach Rußland, die die neuen Heime aus den Trümmern des römischen Reiches bauten, Gefolgschaftsführer gewesen und durch die harte und erhabene Zucht der Gefolgschaftsgesetze gegangen sind. Von ihren Namen hallen Dichtung und Geschichte wider. Das Korps des dänischen Führers Knut war besonders berühmt wegen seiner Eleganz und wegen seiner Disziplin iertheit. Es betrug 3000 Mann, und diese Gefolgschaft war es natürlich, die ihrem Führer die englische Insel und die englische Krone erobert hat. Näherte sich einer dieser Leute wie etwa Theoderich zugleich der Reichsidee, d. h. der Verantwortung für die Gliederung und das Schicksal der abendländischen Welt, die jetzt in den Händen der Germanen lag, so wurde er der Odinsidee noch gemäßer. Sage und Dichtung aber ließen ihn aus dem Gefolgschaftswesen nicht los, machten aus dem Reichsherrn und Staatenordner Theoderich den treuen Gefolgschaftsführer Dietrich von Bern, gliederten sich ihn nur so in ihre Kreise ein und gaben sich diese Gestalt über den ganzen germanischen Raum und durch alle deutschen Jahrhunderte – als eine zweite Ausfertigung Odins gewissermaßen.

Es ist zweifellos eine großartige Weise des Daseins, die unter dem Zeichen dieses bedeutenden Gottes der germanischen Nation geglückt ist, und wir zitieren hier gern den folgenden Satz aus Rothackers „Geschichtsphilosophie", weil wir glauben, daß er hier gut am Platze ist: „Die geschichtliche Erinnerung schenkt auf die Dauer den Völkern ihre Aufmerksamkeit, welche großartige Weisen da zu sein entdeckt haben, d. h. Völkern, denen dieser größte Wurf gelang, der Menschen überhaupt glücken kann, der auch nur ein paarmal auf dieser Erde geglückt ist und der das eigentliche Thema der Weltgeschichte bleibt: eine große Weise des Daseins."

Führerprinzip

In zwei Skaldenliedern wird das schöne Bild sichtbar, wie der göttliche Führer in seiner Halle neue Gefolgsleute erwartet, Könige, die, im Kampf soeben gefallen, nun vor Odins Hochsitz erscheinen: Eirik, in Begleitung von fünf Kleinkönigen, die mit ihm fielen, und in dem zweiten Lied Hakon. Natürlich prägten nicht unsere beiden Dichter erst solches Bild, sie verwenden nur, was schon längst bestand, und geben ihm Worte im Lied. Der Tag graut, alle Zurüstungen in Walhall sind getroffen, Bragi der alte Dichter schwätzt Unsinn vor lauter Erwartung, Gedröhn von den Ankömmlingen wird hörbar, Odin gebietet Sigmund und Sinfjötli, den neuen Gefolgsleuten entgegenzugehn. Da sagt Sigmund zu Odin: „Warum wartest du Eiriks vor anderen Fürsten?“ Und Odin antwortet: „Viele Reiche hat gerötet sein Schwert, das er färbte in Feindesblut.“ Und es erfolgt die großartige Aufnahme in den metaphysischen Bund.

„Nun laßt uns reiten nach den grünen Götterheimen, Odin zu künden, daß ein König naht“, sagen die Walküren im Hakonslied zueinander. Ihm sendet Odin Hermod und Bragi entgegen, „denn ein König kommt, der kühn mich dünkt, zur Halle hierher“. War Odin je Todesgott und erbte sich dies fort in seinem Führerbilde, so hat es sich längst gesteigert zu jener Großartigkeit, die in dem Wort des Fortinbras beschlossen liegt: „O stolzer Tod, was für ein Fest geht vor in deiner ewigen Zelle, daß du so viele königliche Häupter auf einmal trafst!“ Aber die altgermanische Vorstellung blieb nicht beim Festbegriff stehn. Bezug und Bedarf des Elitekriegers wird ernster, aus Fest wird einst Kampf, größte und letzte Schlacht. Eine grandiose Sinnvollmachung des Sinnwidrigen wird den Krieger und seinen frühen Tod in die Geschicke der Welt einordnen. Die Beziehung zu den Toten blieb dem Gott aus archaischer Urzeit bis in die höchsten Grade seiner menschlich-mythischen Verklärung hinein. Aber wir wissen schon, wie der Gott der Toten und der Herr des Todes zum Gott des lebendigsten Lebens wird, *Lebens*, nicht bloßen Daseins. Wenn die Germanen neben ihren Thor ihren Odin stellten, so bedeutet das, daß sie den Schritt vollzogen haben, auf den es bei jedem Volke wie bei jedem Einzelmenschen ankommt, nämlich das bloße

Dasein zum wirklichen Leben emporzuheben und umzugestalten. Sie haben das bloße Dasein göttlich verehrt in Thor, aber sie haben das Leben höher geordnet, indem sie Odin zum Herrn und Vater noch über Thor erhoben. Vielleicht ist es besonders tief und bedeutungsvoll, daß es gerade der Gott des Todes ist, in den sie die Idee des Lebens verlagerten. Denn aus der Besorgnis über seine metaphysische Situation zieht der Mensch ja bekanntlich die lebendigsten geistigen Kräfte . . .

Sigmund stellt an den göttlichen Führer und Freund im Eirikslied die schwerwiegende Frage: „Warum nahmst du Eirik das Kampfesglück, wenn er kühn dich dünkte?“ Und als die Walküren beginnen: „Es wächst das himmlische Heer, denn es haben Hakon mit Heeresmacht eingeladen die Asen“, erwidert König Hakon verwirrt: „Wir waren doch des Waffenglücks wert.“ Und später fügt er hinzu: „Gar unfreundlich scheint mir Odin zu sein, mir macht Sorge sein Sinn.“

Schwer ist der Weg zu Odins Freundschaft, dunkel erscheint sein Beschluß. Trügerisch und treulos scheint dieser Freund. Er läßt seine Lieblinge unversehens fallen, gibt sie ihren Feinden preis, verleiht dem Schlechten den Sieg. Der Held des Bjarkiliedes beschimpft ihn wütend als treulosen Unhold und Ränkeschmied. Es handelt sich um den alten Kriegerjammer, Kriegerzorn und Kriegerzweifel: „Sieh, Patroklos liegt begraben und Thersites kehrt zurück!“

Als der alte Egill seine zwei Söhne, den einen durch Krankheit, den andern durch Ertrinken verliert, hadert er in seinem Gedichte „Sohneskage“ mit dem Gott. Er suggeriert sich den Glauben, daß die Söhne, obwohl sie nicht den Schlachttod starben, zu Odin nach Walhall gekommen sind, und so liefert der Bericht an dieser Stelle ein Zeugnis lebendigsten und frömmsten Odinsglaubens, obwohl Egill keine Lösung dafür findet, daß ihm der Gott den Sohn dahinraffte, noch ehe er ihm Ruhm gewährte. „Ich stand mich gut mit Odin und vertraute ihm, bis er mich trog und mir die Treue brach; lieblos war er, ich verehr' ihn nicht mehr.“ Auf diesen göttlichen Freund war offenbar kein Verlaß. Egill sieht nur die Trügerischkeit des göttlichen Freundes. Er sieht nur das sinnlose Faktum, an dem ja gewöhnlich aller mensch-

liche Idealismus zerschellt. Er hat noch keinen versöhnenden Ausdruck für sein Gefühl, obwohl er doch nahe daran ist mit der festen Gewißheit, daß nun die Söhne bei Odin seien. Egill hat den Idealismus und den Sinn des Faktums nicht finden können, den doch der Dichter des Eiriksliedes fand: nämlich daß Odin grade die Besten braucht.

Es antwortet nämlich der Gott auf Sigmunds bereits erwähnte schwerwiegende Frage: „Nicht weiß man gewiß, wann der Wolf, der graue, anstürmt auf der Asen Sitz." Hier liegt ein Stück Kriegerphilosophie Germaniens, ein Problem und seine glückliche Lösung. „Es wächst das himmlische Heer", sagten die Walküren bei Hakons Fall. Grade den Besten braucht der Gott, er nimmt ihn als erwünschten Zuwachs erwartungsvoll und freudig in die Walhall auf. So findet der alte scheinbar tückisch-dämonische Zug des Sinnwidrigen eine tragisch-schöne Erklärung. Grade seine Freunde erhebt der Gott zu sich, daß sie bei ihm weilen, daß sie mit ihm unmittelbar sein Schicksal teilen, und setzt damit dem Kriegerdasein einen metaphysischen Sinn. Das Kriegerdasein wird ausgerichtet auf die Ragnarök, dort findet der germanische Elitekrieger die Erfüllung seines Daseins an der Seite seines göttlichen Freundes. Die irdische Gefolgschaft ist nur eine Vorstufe der himmlischen Gefolgschaft, der irdische Führer nur ein geringes Abbild des göttlichen. Odins Freundschaft bedeutet die ins Metaphysische verabsolutierte Gefolgschaftsidee, die Gefolgschaftsidee als Weltprinzip. „Nicht weiß man gewiß, wann der Wolf, der graue, anstürmt auf der Asen Sitz." Das entsetzliche Urerlebnis des Wolfes steht hier summarisch für die Totalität aller Weltbedrohung.

Wir haben keinen Grund, zu glauben, daß diese Lösung erstmalig und einmalig dem Dichter des Eiriksliedes geglückt sei. Sie wird schon hundertmal vorher mehr oder minder lebendig in Bewußtsein und Wort der Langobarden, Thüringer, Franken, Sachsen, Angeln und Dänen gewesen sein.

Egill selbst kommt aus sich zu einer anderen, noch geistigeren Lösung. Er findet schließlich die Versöhnung darin, daß der göttliche Freund

ihm die Dichtkunst gab, zu sagen, was er leide. „Doch gab mir Odin guten Ersatz für böses Leid, er gab mir eine Kunst und einen Sinn, der sicher schafft aus Ränkeschmieden ruhigsten Freund." Man erkennt, zu welchen geistigen Höhenflügen der Odinsglaube seine Freunde schon führte und wie eng in dieser Freundschaft beides beschlossen liegt: Führertum und Dichtertum, damit zugleich die ganze deutsche Geschichte: Dietrich von Bern und seine Rolle in der Dichtung, Walther und das hohenstaufische Kaisertum, Bismarck und die Dichter des Zweiten Reichs (Geibel u. a. m.), Stefan George und der Führer des Dritten Reichs.

Man erkennt ferner: Walhall bedeutet Auswahl, Elite. Nicht jeder blonde Langschädel war an sich schon zu dieser Auswahl bestimmt. Odins Freundschaft, Aufnahme in die Gefolgschaft dieses Führers bedeutet Zucht und Erziehung zu höchster heroischer Lebensform. Walhallidee bedeutet Elite-Idee, wie König Ludwig I. von Bayern offenbar sehr genau schon wußte. Hier versammeln sich nur die Besten germanischen Bluts. Die Idee König Ludwigs war durchaus schon die eigentümliche Idee Germaniens selbst. Diese Nation mochte sich nicht trennen von ihren Besten und versammelte sie mit Namen um ihren höchsten Gott. Was später unzählige Künstler in Bild und Wort immer wieder wachgerufen haben: die Idee, über unsern marschierenden Heeren schwebten die Heldengeister der großen Vorzeit, ist entwickelt aus einem bereits germanischen Glauben.

Gefolgschaft selbst heißt Auswahl, die der Führer ständig treffen muß, auch hier auf Erden. Als sich der junge Sverrir seine dreihundert Gefolgsleute zum erstenmal ansieht, behält er nur achtzig, und zweihundertzwanzig schickt er nach Hause. So redete er, so handelte er, und nur so eroberte er sich sein Reich. Diese Nation will durchaus einen Adel, und so übertrug sie die Idee von der Elitegefolgschaft ins Metaphysische. Odinsfreundschaft bedeutet Adel, Walhall Elite.

Als das Christentum kam, waren es begreiflicherweise die Dichter, die den Odinsglauben, die Bauern, die den Thorsglauben verteidigten, dennoch nicht in einer monotheistischen Trennung. Weniger begreiflich, daß sie ihn gegen die Führer, die Könige, verteidigen

mußten. Warum gerade die Könige zuerst der fremden Religion zuneigten, kann hier nicht behandelt werden. Der Skalde Hallfred tritt in Vers und Rede für den alten Glauben ein, denn „schwer ist's, als Dichter Odin abzuschwören, Friggs Gemahl zu hassen für den Christ als Zierde." Aber sein Freund König Olaf bedrängt ihn, bis er die Strophen der Abschwörung spricht, die er sich selber dichtet. Doch als der König den Dichter kurze Zeit später einmal vermißt, sagt ein Gefährte: „Er wird wie gewöhnlich wieder irgendwo heimlich opfern, er hat ein zinnernes Thorbildnis in seinem Beutel. Er hintergeht dich, Herr, und du wirst ihn nie aufrichtig im Glauben finden." Diese Dichter sind die Hüter der Tradition. Sie stammen tief aus den isländischen Sippen. Als der Missionar Thangbrand durch Island zog, trat ihm Steinunn, die Mutter des Dichter-Ref, entgegen, „verkündete ihm das Heidentum und hielt ihm eine lange Rede". Am meisten hatte es der Missionar mit den Dichtern zu tun, und jene Steinunn verkörpert gradezu den Sippenboden, aus dem sie stammen und schöpfen. Man sage also nicht, die nordischen Götterlieder seien Dichterwerk und damit verdächtig. Sie können gar nicht besser belobt und bestätigt werden, als wenn man sagt, sie seien das Werk solcher Dichter.

Welchem Seelenkampfe aber die Könige selbst immerhin ausgesetzt waren, wenn sie ihrem alten Freund abschworen, zeigt wiederum folgende hinreißend schöne Legende aus König Olafs des Heiligen Leben:

Als König Olaf beim Gastmahl zu Wik saß, kam ein unbekannter Mann herein, nannte sich Gast, trug kurzen Rock, Schlapphut, langen Bart und bat, beim Gefolge bleiben zu dürfen. Olaf wies ihm einen Sitz und machte nicht viel von ihm her. Abends rief ihn der König ans Lager, und sie sprachen vieles von den Königen der Vorzeit. Gast fragte: „Wer möchtest du am liebsten gewesen sein?" Der König sagte: „Jedenfalls kein Heide; am liebsten noch Rolf Krake, doch war der freilich auch kein Christ." Da sprach Gast: „Warum möchtest du nicht sein wie jener andre König, der Sieg hatte über jeden, mit dem er Krieg führte, dem an Schönheit und Kunst

keiner gleichkam im ganzen Norden, der ebenso andern wie sich selbst im Kriege den Sieg zu geben vermochte und dem die Dichtkunst zu Gebote stand wie andern Männern die bloße Rede?" Da schlug der König mit dem Meßbuch nach ihm: „Höre, du, der schlimme Odin möchte ich am allerwenigsten gewesen sein!"

Auch diese Olafslegende zeichnet wieder das Bild ihres Gottes so frisch und herrlich wie am ersten Tag. Sie gibt seiner Rede einen verführerischen Klang, der an die Stimme des biblischen Versuchers erinnert, dennoch klingt auch jener sehnsüchtig-treue Ton aus den Strophen des Skalden Hallfred auf. Wie Thor in seiner Olafslegende auf „diesen seinen roten Bart" und auf „diesen seinen guten Hammer" verwies, so verweist hier Odin selbst auf die Herrlichkeiten seiner Erscheinung. Beide geben sich damit unmittelbar selbst zu erkennen. Dem König bleibt nichts übrig, als nach dem Meßbuch wie nach einer Waffe zu greifen. „Gast fuhr wieder dahin, wo er hergekommen war. Aber der König lobte Gott, daß dieser schlimme Geist, der in Gestalt des Odin erschienen war, keine Trugrede vorzubringen vermochte, die irgendeinen Schatten auf die glänzende Blume seines heiligen Glaubens geworfen hätte." So schließt (ein wenig allzu salbungsvoll) der Bericht. Aber doch sind diese „Trugreden" ein Ausdruck von der seelischen Hinundhergeworfenheit der beiden Könige. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Chlodwig und die südgermanischen Könige einst ebensolchen Kämpfen ausgesetzt gewesen sind.

Was hier aus Odin spricht, vielmehr in der Seele des Königs noch einmal aufklingt, war jene „großartige Weise des Daseins", die sich mit Hilfe ihres Instruments der Führeridee und des Gefolgschaftswesens die fremde Welt und den fremden Geist eroberte, damit unvermeidlicherweise auch das Christentum, womit sie zugleich rettungslos sich selbst verwandelte. Eben das fühlte der König. Aber nun war es zu spät.

Unsere lieben Frauen und Schwestern im Himmel

Der germanische Mythos ist ein Männerstück, trotzdem gibt es Frauenrollen, und sie stehen nicht einmal isoliert in der Handlung. Wie stark männlich aber von Grund aus der germanische Mythos strukturiert ist, kann man daraus ersehen, daß bei der Götterdämmerung Göttinnen gar keine Rolle spielen und daß für die neue Welt keine neue Göttin erwähnt wird. Es war ihnen auch bei der Erbauung der alten und bei dem Weltregiment keine besondere Rolle vorbehalten. Vielleicht versteht sich die nicht besondere Rolle indessen so sehr von selbst, daß sie nicht eigens erwähnt werden muß. Jedenfalls spiegelt auch der Mythos wieder, daß in diesem Lebensstil von einem Matriarchat keine Rede sein kann. Kennt der Mythos Frauen, so deshalb, weil die Wirklichkeit sie kennt. Gibt er ihnen eine gewisse Beziehung zum Irrationalen, so deshalb, weil ihre physische Natur geheimnisvoll in einem Rhythmus mit dem Kosmos schwingt.

Die germanische Welt kennt zwar das unverbundene isolierte Dasein des Menschen, das Eingängertum, aber sie liebt es nicht, sie mag es nicht leiden, und letzten Endes begreift sie es nicht. Es ist, als erahnte sie die grade ihr so nahe liegende Gefahr. Sie gliedert den Menschen in Sippen oder Gefolgschaften, und im heroischen Lebensstil sieht sie ihn gern in der Spannung zwischen den beiden. Die Gefolgschaft fängt alles gefährliche Einzelgängertum der jungen Leute in sich ab, wenn sie den Drang verspüren, sich von der Sippe zu lösen, jenen Drang, dem sie in den Entwicklungsjahren grade im germanischen Raum so besonders leicht unterliegen. Wo das Gefolgschaftswesen einmal stärker zurücktritt in der germanischen Welt, wie im alten Island, blüht denn das Eingänger- und Achtertum besonders stark auf. Die Sippensaga schenkt ihm dann gern als einer unheimlichen Erscheinung Beachtung. Der Weg zum großen Einzelwesen

führt hier normalerweise nicht über das Eingängertum, das von der Gemeinschaft verfolgt wird, sondern er kommt aus der Gefolgschaft und geht über das Führertum. Aber auch Odinsglaube, darinnen sich solcher Hang objektiviert, stellt keinen Monotheismus dar. Aus dem Lebensstil des verbundenen Daseins ist ein reiner Monotheismus noch unmöglich in der germanischen Welt, wäre unbegreiflich. Wie der Mensch muß auch der Gott in einem mit seinesgleichen verbundenen Dasein leben, in Freundschaft, Ehe, Geschwisterschaft oder Gefolgschaft.

Unverbundenes Dasein erscheint verdächtig, zweideutig, gefährlich. Es wird auch bei der Frau nicht unterstützt vom Ethos der Mythologie. Im besten Falle macht es Schildmädchen- oder Walkürencharakter daraus. Aber auch hier fügt es die Einzelgängerinnen dann leicht zu Gruppen oder Verbänden zusammen. Nur wo der Mythos jenen besonders gearteten Eindruck erreichen will, benutzt er manchmal das Mittel des unverbundenen Daseins. Für gewöhnlich baut er auch die Gottheit in ein nach allen Seiten verbundenes Dasein, nach dem Bilde des Menschen. Auch der Gott gehört einer kriegerischen Gruppe an, hat seine Freunde; auch der Gott gehört einer Sippe an, hat seine Verwandten. Er ist Gatte oder Liebender, er ist Bruder oder Sohn. Und so bedarf der Mythos, um diese natürliche Forderung zu erfüllen, auch der göttlichen Frauen, der göttlichen Mütter, Gattinnen, Schwestern. Er bedarf ihrer freilich auch überhaupt zur Erfassung der weiblichen Seite des Alls.

Um die göttlichen Frauen des germanischen Mythos zu verstehen, werfen wir einen kurzen Blick auf die Stellung der menschlichen Frau in der germanischen Welt. Wir halten daran fest, daß sie rein gesetzmäßig nur Sache und Eigentum war, daß aber in Wirklichkeit der Mann mit der Befolgung solches von der Sitte völlig überholten Gesetzes meist übel angelaufen wäre. War sie Besitz, so war sie, wie man richtig gesagt hat, ein Besitz, der verpflichtet. Kriemhild war an sich eine Sache, über die Gatten wie Brüder verfügen konnten. Aber jedermann weiß, wie sehr sie zu einer Person ward, zur Herrin alles Geschehens unbestritten. Auch in der Wirklichkeit war die Frau durch-

aus Person, wenn sie es nur wirklich auch war, geachtet, selbständig, von Tacitus bis in die Sagazeit und die Ottonenzeit, wo die Cäsarenmütter gelegentlich das Reich regierten. Aber weder die Erscheinung Kriemhilds noch die der Kaiserin Adelheid oder der Äbtissin Mathilde oder der isländischen Aud der Grundgescheiten bedeuten ein grundsätzliches Matriarchat, sondern zeigen nur, welche Möglichkeiten in der wirklichen Stellung der Frau schlummerten. Gewiß, die Frau war das Mittel und die innerste Zelle der Sippe. Aber sie blieb kein Objekt der Sippe, sie wurde oft genug deren Subjekt, das lebendig verkörperte Sippenbewußtsein, Hüterin der Ehre, Rache und des Sippengedankens. Ohne Galanterie ward sie doch durchaus für voll genommen, wenn sie sich durchzusetzen verstand. Sie war Königin, wenn der Mann König war, nicht Haremsdame; sie war Bäuerin, wenn der Mann Bauer war, nicht Magd. Sie wurde zu des Mannes Genossin in Sitte, Stand und Würde. Sie setzte das Recht schon früh außer Geltung.

Waffe und Kriegsdienst gehören nicht zum germanischen Frauenideal, wohl aber führt die Kameradschaftlichkeit manchmal unvermeidlich bis in die kriegerische Zone. Man will den wirklichen Inbegriff der Frau, deren Wert gesehen ist in der Steigerung der eigenen Art, auf ihrem eigenen Gebiet, in der Erfüllung des Weibseins, nicht in der Mannähnlichkeit, sie kann dabei so anmutig und zierlich wie nur möglich sein. Selbst die Walküren sind keine Mannskerle, aber sie sind keinesfalls das normale Frauenwunschbild, sie bilden ein Sonderkapitel.

Die Kameradschaftlichkeit, gerade auch in Leiden und Fährnissen, hat schon Tacitus richtig als das Prinzip der germanischen Ehe erfaßt, sie ist noch heute der Unterschied zur romanischen, zur orientalischen Ehe. Neben Hausfrau, Mutter, Herrin im zugemessenen Kreis ist die Frau vor allen Dingen Kamerad ihres Mannes. Darüber entsinken gegebenenfalls all ihre anderen Pflichten. Solche Verbundenheit geht durch dick und dünn. Zwischen Mann und Frau ist sosehr Verlaß wie zwischen Freund und Freund in einer Gefolgschaft. Die beiden Ebenen sind unausdenkbar einander angenähert, indem die Frau zum

weiblichen Freund geworden ist. Und Freund wie Frau umfließt die gleiche, etwas spröde, immer reine Atmosphäre. Die Figur der Buhlerin ist mindestens der Dichtung dieser Welt ganz unbekannt. Ausgesprochen Aphrodisisches hätte der Gesamthaltung dieses Lebensstils widersprochen.

Aber vorbehalten ist der Frau in der germanischen Welt die Verwaltung des Irrationalen. Wir treffen sie in der Funktion der Seherin, Zauberin, Ärztin, weisen Frau. Die Bezirke des Männlichen sind zu kristallklar, um viel mit Magie durchtränkt zu sein. Damit, daß Odin auch der oberste Herr des Zaubers ist, ist für die männliche Welt diese Sphäre fast abgetan. Aber selbst er, will er die Zukunft der Welt erfahren, muß sich die mythischen Seherinnen, die Wölwen aus ihren Gräbern erwecken, Frauen muß er befragen, wie die irdischen Führer sich an irdische Seherinnen wenden, eine Veleda, eine Gambara, weil in ihren Händen die Verwaltung des Irrationalen liegt. Das alles bedeutet natürlich kein Regiment der Mütter ... weder auf Erden noch im Himmel. Damit wenden wir uns den Frauen des Mythos zu.

Das Bild der treuen Kameradschaftlichkeit, der ehelichen Verbundenheit bis ins letzte ist gleich zweimal, still mit wenig Worten, ohne viel Aufhebens, aber eindringlich genug an den Himmel gezeichnet: in den göttlichen Frauen Nanna und Sigyn.

Nanna stirbt einfach mit, als Balder stirbt. Sie erlischt; es ist selbstverständlich, und es wird dessen nur mit einem dünnen Sätzchen Erwähnung getan. Sie wird mit dem Gatten beigesetzt auf demselben brennenden Schiff, und in der Unterwelt teilt sie nun sein düsteres Los mit ihm bis in die durch Ragnarök begrenzte Unendlichkeit.

Und als Loki, der ewige Ränkeschmied, endlich gefesselt liegt über den drei Felsklippen der Höhle, als die Giftschlange über ihm hängt: – da sitzt stillschweigend sein Weib Sigyn ihm mit einer Schale zur Seite und fängt die Gifttropfen auf. Niemand verjagt sie, der Mythos erkennt das Recht, ja die Pflicht dieses treuen Kameraden stillschweigend an, obwohl ja dadurch die Strafe beträchtlich gemildert wird. Keiner seiner Spießgesellen ist mit diesem Werke betraut, einzig sein Weib. Auch hier bis in die Unendlichkeit dieser Welt-

periode, solange die Erde steht. Wir bestaunen die beispiellose Selbstverständlichkeit, mit der der germanische Mythos ohne viel Worte, so daß man fast darüber hinwegsieht, dies Bild der ehelichen Kameradschaftlichkeit und Treue selbst auf der dämonischen Gegenseite geradezu sanktioniert. Ist, wie man vielleicht zu Unrecht glaubt, das Bild von Lokis Fesselung entlehnt vom Bilde des gefesselten Prometheus, so gehört die Figur der Sigyn zu den bezeichnenden neuen Zügen der Wandlung, die das Germanische mit dem fremden Gut vorgenommen hat, auf jeden Fall gehört sie zu den unterscheidenden Zügen. Zwei schlichte Sternbilder sind an den mythischen Himmel versetzt, zwei göttliche Frauen, einzig und allein für ihre Gatten und für nichts anderes da, weitere Funktionen weiß der Mythos von ihnen nicht. Die trostlose Erfahrung des Alleinseins im Tod, des großen Verlorenseins in Unglück und in höllischer Strafe hat der Mythos durchbrochen, einzig und allein durch den treuen weiblichen Kamerad. Mit diesem Mittel hat der germanische Mythos Beispiele errichtet, durch die auch er dem Tod den Stachel und der Hölle den Sieg zerbrach.

Wir sprachen von dem Widerspruch zwischen Recht und Sitte in bezug auf die Stellung der Frau. Wir wenden uns in diesem Zusammenhang dem Bilde der Göttin Skadi zu.

Ihren Vater, den Riesen Thiazi, haben die Götter getötet. Der Hauptanstifter war Loki. „Da nahm sie Helm und Brünne und alle Kriegswaffen und kam nach Asgard, um ihren Vater zu rächen.“ Man beachte diesen erstaunlichen Satz. Das tapfere Mädchen, ihres Vaters Tochter, macht sich in Waffen auf den Weg nach Asgard. „Die Asen boten ihr Vergleich und Buße, und zwar als erstes, daß sie unter ihnen sich einen Mann wählen dürfe.“ Man beachte, wie ritterlich die großen Götter dem Mädchen begegnen, wie sie dazu ein sehr einfaches, ebenso altes wie erprobtes Mittel wählen. Leider ist noch eine Bedingung dabei: sie darf den Gatten nur nach den Füßen wählen, im übrigen sind die Freier verhüllt. Und hier verrechnet sie sich, sie wählt nach den schönsten Füßen und glaubt, Balder zu gewinnen. Es war aber nur Njörd aus Noatun. Sie hatte nicht mehr

gelacht, seit ihres Vaters Tode (müssen wir interpretieren), und sie hatte ihrerseits zur Bedingung gestellt, daß die Asen sie zum Lachen bringen sollten. Loki gelingt es in dieser kleinen göttlichen Komödie, auf derbbäuerische Weise diese Aufgabe zu lösen.

In ihre Ehe mit Njörd spielt die Erinnerung an den Vater hinein. Sie will dort wohnen, wo ihr Vater gewohnt hat, hoch oben im Gebirge. Aber Njörd, ihr Gatte, bevorzugt den Aufenthalt an der See. Sie einigen sich auf neun Tage Gebirge, neun Tage See in dauerndem Wechsel. Keinem von beiden behagt das. Da sind ihnen Verse, genau wie den Menschen Germaniens das Mittel, Empfindungen wegzulösen. Njörd formuliert seine Beschwerde so:

Leid sind mir die Berge, nicht lang war ich dort,
neun Nächte nur.
Schöner schien mir der Schwäne Gesang als der Wölfe Geheul.

Und Skadi beschließt diesen kleinen „Wechsel“:

Nicht schlafen kann ich vor dem Schreien der Vögel
an der Brandung Bett.
Jeden Morgen, wenn sie vom Meere kommt,
weckt die Möve mich.

Da wanderte Skadi wieder hinauf auf die Berge und wohnte fortan in ihres Vaters Gehöft. Sie fährt eifrig Ski, mit Pfeil und Bogen bewaffnet erlegt sie Wild. Schneeschuhgöttin ist ihr Kenn-Name.

Noch einmal wird sie sichtbar bei Lokis Fesselung: da nahm Skadi eine Giftschlange, heißt es, und brachte sie über ihm an, so daß das Gift aus dem Schlangenmaul ihm ins Gesicht träufeln sollte.

Wir bewundern das ungemein lebensvolle Bild des Mädchens in dieser göttlichen Novelle. Dianamäßig, mit Skiern, Bogen, Jagd, Helm, Brünne und jenem überaus mutigen Gang nach Asgard, der eine ganz besonders feine Aristie für sie bildet, angetreten aus Verehrung für den Vater, zu dem sie in ganz besonderer Beziehung steht, und gewiß sind es die Waffen des toten Vaters, die sie führt. Seine Landschaft, die Bergwelt, ist ihre Landschaft und soll es bleiben. Sein Gehöft, Thrymhein, ist ihr Gehöft und soll es bleiben. Loki trifft sie

im Innersten dadurch, daß er vom Tod ihres Vaters spricht, gelacht hat sie seit dem Tod ihres Vaters nicht mehr, aber es gehört natürlich zu ihrem Typ, daß sie überhaupt nicht gern lacht, bewußt ernst ist, nicht mit sich spaßen läßt. In der Ehe sie bestimmt kein Eigentum, keine Sache. Sein Recht macht Njörd, ihr Gemahl, gar nicht erst geltend. Sicherlich wäre er übel angelaufen mit dem Versuch. Sie ist der Typ des Mädchens, für das der Begriff „Mann" schon durchaus und endgültig vom Erlebnis „Vater" her erfüllt ist. Es wäre auch Balder mit ihr nicht besser ergangen. Ihr Kamerad ist nicht der Gatte, sondern ein für allemal der Vater. Ist ihr Vater tot, so lebt doch für sie noch sein Haus, seine Landschaft, sein Andenken, darinnen sie nun zu einem fast unverbundenen Dasein gelangt. Indessen bleibt sie ja Tochter, und so bleibt sie verbunden, obwohl der Vater gar nicht mehr lebt.

Was sie mit Loki verknüpft, rührt allein vom Vater her, der durch ihn sein Leben verlor. Mit erstaunlicher Sicherheit macht der Mythos in dem Augenblick wieder von ihr Gebrauch, wo er jemand benötigt, der ein letztes Raffinement bei der Rache an Loki anbringt. Sie ist es, die kühl und sachlich die Giftschlange über ihn hängt, damit das Gift dem Übeltäter ins Angesicht träufelt, was aber nach Möglichkeit dessen gute und getreue Ehekameradin verhindert. Es ist außerordentlich fein, wie gerade an dieser Stelle der Mythos sich so entgegengesetzte Typen von göttlichen Frauen begegnen läßt. Für Skadi war jetzt endlich der Augenblick gekommen, wo sie an Loki Vaterrache nehmen kann. Die allgemeine Rache der Götter genügt ihr nicht. Sie hängt noch ihre besondere, ihre Privatrache darüber, um deren Dauerwirkung sich dann jene nicht kümmern. Denn sie weiß durchaus, was sie will, und nur bei der göttlichen Komödie mit den hübschen Füßen hat sie sich leider geirrt . . .

Sie trägt Dianens Züge, doch ist sie zugleich wie Athene die „Tochter ihres gewaltigen Vaters"; auch bei ihr wird eine Mutter nicht sichtbar. So menschlich ist das Verhältnis zum toten Vater wie bei der griechischen Göttin das Verhältnis zum ewigen Zeus. Aber der archaisch-urmythenhafte Zug der Geburt Athenens aus dem

väterlichen Haupt findet in der germanischen Lebensnähe unserer mädchenhaften Göttin kein Gegenstück mehr.

Gralshüterin ist auch in Asgard eine Frau: Idun, welche die göttlichen Äpfel verwahrt, die zwar nicht Unsterblichkeit, wohl aber ewige Jugend verleihen. In ihrer Truhe, heißt es, verwahrt sie die Äpfel, und durch dies Wort Truhe ist die junge Gehöftherrin sehr sichtbar geworden, die Bäuerin mit ihrer Truhe als geheimstem und sichersten ihrer Behälter, der Brauttruhe, die sie einst selbst in die Ehe mitgebracht hat und darin sie nun die kostbaren Zauberäpfel bewahrt.

Das wichtigste ist, daß nicht der große Herr des Zaubers sie verwahrt, sondern eine Frau, entsprechend der Rolle der Frau als Verwalterin des Irrationalen. Das ist also ihr Vorrecht in der physischen wie metaphysischen Welt. Diese Zauberäpfel wären vielleicht sicherer in Heimdalls, Thors oder Odins Besitz, die sie vielleicht weniger töricht preisgeben würden, als es die junge Göttin eines Tages an Loki tut. Aber darauf nimmt der Mythos keine Rücksicht, um mit solchen Dingen durchaus im Rahmen des Menschlich-Wirklichen zu bleiben. Es wäre keine Männerrolle, Äpfel in einer Truhe aufzubewahren. Und sinnvoll ist es auch, wie der Mythos die Göttin verheiratet hat: mit Bragi, dem vergöttlichten Dichter, also mit der Seite des Mannes, die dem Irrationalen am nächsten liegt.

Gewaltigeren Ausmaßes finden wir das Irrationale und das Bäuerliche im Bilde der Göttin Gefjon. Wenn sie die Weltgeschicke so gut wie Odin weiß, so ist sie eine Seherin, eine weise Frau vom Typ der Veleda, so kommt die Kraft des Irrationalen auf diese Weise in der Göttin zur Wirkung, wie tausendmal sonst in der altgermanischen Frau. Im übrigen trägt sie die Züge einer archaisch-riesischen Bauerngöttin, großartige Züge eines riesenhaften vorzeitlichen Bildes: die Frau am Pflug, die mit vier Stieren vorm Pflug ganz Seeland abpflügt vom skandinavischen Festland. Ihre eigenen riesischen Söhne hatte sie – zauberkundig – in Stiere verwandelt, als ihr der König soviel Land angewiesen hatte, wie sie in 24 Stunden mit vier Stieren abpflügen könnte. Hier ist eine Stelle, wo einmal sehr urzeitlicher Mythos eine riesenhafte Bildvorstellung hinterließ: die Mutter

mit den vier stierhaften Söhnen beim bäuerlichen Werk am Pflug, ein Bild der Notzeit, ein sippengemäßer bäuerlicher Eindruck, den das mythische Bild hier wachruft.

Eine andere Nachricht über Gefjon betont im Gegenteil das Jungfrauhafte an ihr. Damit ergäbe sich das Bild von der Jungfrau am Pflug, gemäß dem Ritus vieler alter Bauernvölker, bei erster Umpflügung neubesiedelten oder neubestellten Landes eine Jungfrau aus der Sippe entweder vor den Pflug zu spannen oder den Pflug führen zu lassen: magisches Sinnbild dessen, daß die junge fruchtbare, noch alles verheißende Kraft der Sippe auf den neuen Acker übergehen möge und übergehen wird: – nur daß dieser neue Acker urriesenhaft hier ganz Seeland ist.

In dem großen Streitgespräch der Götter mit Loki, in der Lokasenna, wendet sich fast zuletzt an Loki die stille Göttin Sif, reicht ihm Met im kristallnen Kelch und bittet ihn, diesen anzunehmen, damit sie allein von seinen schlimmen Reden unangetastet bleibe.

Das Wort Sif ist die Einzahl zu altnordisch sifjar „Sippe". Die Göttin ist also zwar keine Allegorie, aber doch die vergöttlichte Idee der Sippe. Sie ist im Weiblichen, was Thor im Männlichen ist. Sie ist das spezialisierte weibliche Gegenstück zu der umfassenderen Thorsidee. So macht sie der Mythos sinnvoll zum Weibe Thors. Es mußte so kommen, daß, wenn die Frau in der wirklichen germanischen Welt kein Objekt der Sippe blieb, sondern oft genug deren Subjekt, das lebendig verkörperte Sippenbewußtsein, die Trägerin des Sippengedankens wurde, daß diese Anschauung auch noch einmal unter den göttlichen Frauen Ausdruck und Gestalt gewann. Aber diese Ausformung erscheint in Sif nicht besonders affektiv, nicht reizbar aktiv wie bei Thor, sondern weiblicher, still, eher duldend, sanft und rein. Lokis ewiger Vorwurf der Buhlerei prallt an ihr fast wirkungslos ab, er würde mit ihr sich auch am allerwenigsten vertragen. Es ist unmöglich, sich gegen den zarten Sinn zu wehren, der hier unbewußt überall Ausdruck gewann.

Nanna, Sigyn, Skadi, Gefjon, Idun, Sif: Der Mythos hat zum Problem der Verbundenheit oder Unverbundenheit in ihrem Dasein

deutlich Stellung genommen und sie mehr oder minder heftig in Ehe oder Mutterschaft eingefügt. Er löste das Problem bei der Göttin Fulla in besonderer Weise, indem er sie unzertrennlich mit der Göttermutter selber verband.

Fulla „Fülle" klingt wie eine Übersetzung und Entlehnung aus dem Namen der spätrömischen Göttin Abundantia. Abundantia war wie Copia, Ubertas u. a. m. eine Personifikation des nationalen Glücks zur römischen Kaiserzeit, und es gab, wie bekannt, eine Menge vergöttlichter Abstrakta überhaupt in der römischen, besonders spätrömischen Religion. Aber besonders diese Abundantia hat in der Volksüberlieferung der Provinzen des römischen Reichs sehr bald eine große Rolle gespielt; die romanische Dämonin Abundia stammt von ihr, die französische Dame Habonde, die englische Queen Mab. Man hat diese auffallende Volkstümlichkeit wahrscheinlich allein von den Münzbildern abzuleiten, auf denen sie von Heliogabal bis Maximian erscheint.

Nun gibt es römische Münzen, auf denen die Abundantia in Begleitung der Göttermutter Ceres-Demeter vorkommt, und wenn wir nun in ganz Gemeingermanien ständig Fulla mit der Göttermutter Frigg verbunden finden, so wird man hier Wanderung einer spätrömischen Bildvorstellung in den germanischen Mythos nicht für unwahrscheinlich halten. Aber es wäre dann mit der fremden Quelle wie immer im Germanischen eine besondere Wandlung vor sich gegangen. Jene rein begriffliche Verbindung von Ceres und Abundantia wurde übersetzt in ein geschwisterliches Verhältnis oder in das Verhältnis von Herrin und Magd. Fulla ist Friggs Schwester oder auch ihre vertraute Dienerin. Der ursprüngliche Mythos wird sie als die jüngere Schwester der göttlichen Königin gedeutet haben, und die jüngere Schwester erschien dann wie im Märchen zugleich als ihre vertraute Dienerin.

Wir fügen hier rasch ein weiteres Beispiel von „Wandlung" an. Treten die Walküren in der Zahl der mondhellen Nächte, dreimal neun, zu 27 auf, so mag diese Zahl zwar aus einem Mondkultus stammen, das heißt aus fremdem, etwa vorderasiatischem Bereich,

aber sie hat dann ihre Bedeutung in bezeichnender und entscheidender Weise geändert, nämlich eben indem sie zur Zahl der Walküren wurde, wie etwa die fremde Weltjahreszahl von 432000 ihre kosmisch-astrologischen Bezüge im germanischen Raum verlor und zur Endzahl der Odinskrieger geworden ist (Wandlung und Erfüllung, S. 24). Dies sind keine personifizierten Jahresgötter und jenes keine personifizierten Mondnächte, sondern Krieger und Walküren sind es. Fremde astrologische Zahlen kamen, verloren aber bezeichnenderweise ihren astrologischen Sinn und erfüllten sich statt dessen mit heroischem Leben. Wir wollens Wandlung und Erfüllung heißen.

„Sie geht im losen Haar", heißt es von dem göttlichen Mädchen Fulla, „und mit einem goldenen Band um den Kopf. Sie verwaltet die Truhe der Frigg mit deren Schuhwerk und kennt deren geheime Pläne." Als Nanna aus der Unterwelt für Frigg ein Tuch und andere Gaben nach Asgard sendet, vergißt sie auch deren vertraute Dienerin nicht und sendet ihr einen Fingerring. – Die Worte vom goldnen Band über dem losen Haar, von der Truhe mit dem Schuhwerk, das sie verwaltet, verraten eine greifbar lebendige Vorstellung auch von diesem göttlichen Mädchen, dem doch vermutlich nichts als ein vergöttlichtes römisches Abstraktum zugrunde liegt.

Viel schwieriger ist das Bild der Göttin Freyja, wir entwerfen es nur sehr zaghaft und sind uns der Problematik wohl bewußt. Eine gewanderte und gewandelte Bildvorstellung finden wir wohl auch hier. Der tränenschönen Göttin der Liebschaften auf dem Wagen mit dem Katzengespann liegt, wie man wohl allgemein glaubt, bildmäßig zweifellos die Herrin auf dem Wagen mit dem Löwengespann, die große göttliche Herrin der Buhlerinnen und der Liebe zugrunde, die vorderasiatisch-hellenistische Herrin, gefolgt vom Schwarm der Freier, Buhler, Hierodulen und Priester, der lärmenden Korybanten.

Summiert man die Züge, die im Germanischen von Freyja überliefert sind, so ergibt sich das Bild einer schönen vornehmen Frau, wohnhaft in einem herrlichen Großbauerngehöft. Sie besitzt ein köstliches und bezauberndes Halsband, aber das ist nur der mythische Ausdruck dafür, daß sie selbst und alles an ihr köstlich und bezaubernd

ist. „Sie findet Gefallen an Liebesliedern, und Liebende tun gut, sie anzurufen", heißt es von ihr, denn sie ist die Herrin alles Liebeszaubers. Da ist also nun doch eine Art Aphrodite im germanischen Raum! Und der Mythos kennt in der Tat ihre besonderen Lieblinge, zum Teil sehr artgemäß den fremden Mythenzügen. Eine gewisse Weichheit ist dann belassen, Tränen kommen zu den Perlen, Tränen aus Gold, vergossen um den entschwundenen Liebling; eine gewisse Sinnenhaftigkeit ist belassen und es fällt auch manches schlimme Wort über sie und ihre Friedel. Diese Züge sind geblieben und es blieb vor allem auch das verdächtige unverbundene Dasein dieser im Grunde alles verbindenden Göttin der Liebe.

Anderseits aber mischen sich heimische Züge in das eigentümlich fremdartige Bild. Die heftige Umwerbung geht hier doch besonders von den großen Riesenburschen der feindlichen Gegenseite aus. Das ist die Form, in der am liebsten der germanische Mythos die Wirkung von Schönheit und Liebesreiz zum Ausdruck bringt. Dieser Wirkung erfreut die Göttin sich wohl und im Hrungnirmythos macht sie vollendetsten Gebrauch davon, aber aus ihrem göttlichen Stolz heraus weist sie die riesischen Gesellen empört zurück. Sie zähmt die Riesenburschen, wie sie alles Gefährliche zähmt. Was sich dort schon im gezähmten Löwengespann sichtbar äußerte, äußert sich hier in den werbenden Riesen: die Zähmung selbst des Starken und Gefährlichen durch die Herrin der Liebe.

Aber das unverbundene Dasein dieser schönen Frau, das in der Fremde noch dem Gedanken der Venus universa diente, äußert sich nach germanischer Denkgesetzlichkeit doch nicht in einem göttlichen Hetärentum, sondern in Walkürenzügen. Der lärmende Schwarm der Buhlen und Korybanten wird hier zu einer Schar gefallener Krieger nach naiv-germanischer Interpretation. Nicht mehr die Herrin-Hetäre mit dem Löwengespann und dem Buhlerschwarm erscheint hier, sondern die Herrin-Walküre mit dem Katzengespann und der Schar gefallener Krieger, in die sie sich mit keinem anderen als Odin teilt. Ihr Liebesgarten ward zu einem Kriegerparadies, Folkwang, nicht weit von Walhall gelegen. Und die erotische Wirkung, die

trotz alledem von ihr ausgeht, dient, wie schon angedeutet, hauptsächlich als Waffe gegen die riesischen Feinde der Welt und der Götter, und solche Liebe erfüllt die stolze Göttin dann natürlich nicht. Sie stellt diese gefährliche Wirkung in den Dienst der bedrohten Welt in einer fast berechneten Weise. Sie erinnert darin fast an Thor, der mit seinem Betrieb letzten Endes doch so wenig an der Bedrohung ändert wie sie. Und die Dichter haben, wenn sie davon sprechen, fast dasselbe leichte Lächeln auf den Lippen hier wie dort. Manchmal arbeiten diese zwei sich geradezu in die Hände. Und unvergeßlich ist jene Szene, wo Freyja allein es wagt, dem in Thors Abwesenheit im Eifer einer Verfolgung in Asgard eingedrungenen Riesen Hrungnir, als er gefährlich betrunken in Walhall tobt und prahlt, einzuschenken und ihn zu bedienen. Als der Eindringling alles zerschmettern und zerschlagen will, weiß nur sie ihm sicher und sieggewohnt zu begegnen, bis Thor zurückkommt und ihn seinerseits in Behandlung nimmt.

Freyja stammt genau wie Aphrodite letzten Endes von der großen Fruchtbarkeits- und Liebesgöttin Vorderasiens her. Und wie diese im Griechischen, so hat sie im Germanischen neues Ansehen und neuen Sinn bekommen. Aber es ist nicht das gleiche Ansehen und der gleiche Sinn. Aphroditens süße ewige Verbuhltheit finden wir im Germanischen nicht. Und die Bezwingung selbst des Kriegerischen äußert sich hier nicht in einer verfänglichen Geschichte wie der von des Hephaistos Wunderbett, dessen goldene Maschen sich über ihr und dem Kriegsgott fest zusammenziehn, sondern in Folkwang dem Kriegerparadies, dem sie wie eine Walküre gebietet.

Die Idee der Fülle des verbundenen Daseins aber, in allen Möglichkeiten erschöpft, die es gibt, Gattin, Mutter, Königin, ist zum Ausdruck gekommen in Frigg.

Sie ist die Ehefrau, Odins Gattin, von der der Gatte Abschied nimmt, ehe er auf gefährliche Fahrt zum Riesen reitet. Er erbittet ihren Rat und sie spricht ihm den Reisesegen: „Reise gesund, gesund komm wieder, gesund wandre den Weg usw." Sie ist es, die beim Gelage der Götter energisch ihren Mann und seinen Frühjahrsgesellen Loki zum Schweigen bringt über ihre unziemlichen Treibereien in der Urzeit. Ihr Name bedeutet geliebtes Weib schlechthin, trägt schon die Verbundenheit in sich und die Bezogenheit auf den liebenden Gatten von vornherein. Daß der Dies Veneris im Germanischen mit ihrem Namen als Friatag „Tag der Ehefrau" und nicht mit dem der Freyja „Tag der Liebesgöttin" wiedergegeben ward, beleuchtet die solide Biederkeit der germanischen Welt.

Sie wird zum Vorbild der germanischen Edelingsfrau, der Hausfrau im Herrenhof, deren Sorge nicht nur dem eigenen häuslichen Kreise, sondern auch dem der ganzen Gemeinde gilt. Man wendet sich an sie um Kindersegen, heißt es, und in allen Frauenangelegenheiten. Sie selbst ist als Mutter, da ihr bester Sohn Balder gefallen ist, die germanische Niobe, Schmerzensmutter. Sie verkörpert in sich das ewige Schicksal der Heldenmütter, den Sohn verlieren zu müssen. Weinend über Balders Tod sitzt sie in Fensalir, ihrem Gehöft. Sie preist die rasche beherzte Heldenhaftigkeit ihres Sohnes; besäße sie ihn noch oder einen andern von seiner Art, Lokis Schmähung bliebe nicht ungerächt. Aber sie wird, wie es heißt, den Jüngling niemals wieder am Abend stolz ins Gehöft einreiten sehn. Und so gesellt sich zu dem schönen Bild des treuen und sorgenden Gattinnendaseins aus jenem Augenblick, wo sie dem aufbrechenden Gatten den Reisesegen spricht, das Bild der glücklichen Mutter, die abends an der Tür des Hauses stand und dem zu Pferd heimkehrenden Sohne entgegensah.

Als es sich um das gefährdete Leben dieses Sohnes handelte und damit um den Bestand der Sippe, fiel ihr bezeichnenderweise die Handlung zu, spielte sie die große Rolle der Muttergöttin. Sie vereidigte die Wesen, Balder zu schonen; sie wußte das Mistelgeheimnis, das Loki ihr in Weibsgestalt entlockte (anders hätte er's nie erfahren, denn nur der Frau teilte die Frau es mit); sie fragte nachher, wer zur Hel reiten wolle, den Getöteten loszubitten; ihr schickte die Schwiegertochter, die mit dem Gatten gestorben, das Tuch aus der Unterwelt ...

Hausfrau, Häuptlingsgattin, Fürstin: – an der Entwicklung Wodans teilnehmend, stieg sie bis zur Göttermutter und zur Himmelskönigin auf bei Süd- wie Nordgermanen. Sie sitzt mit ihm auf

Hlidskialf, dem fürstlichen Hochsitz, schaut mit ihm über die Welt und teilt mit ihm „des Gottes ungeheures Dasein". Manchmal treibt sie nicht ganz dieselbe Politik wie der himmlische Häuptling, ihr ehelicher Gemahl; sie verdächtigen oder verkleinern sich gegenseitig ihre Lieblinge unter den Menschen wie ein irdisches Fürstenpaar; sie übertreibt gelegentlich, sie überlistet den Gatten, sie zeigt auch wohl Züge eines gewissen, lebenswahren und matronenhaften Besserwissens. Aber wie als Mutter ist sie auch als Gattin und Weltherrin stolz und unglücklich zugleich. Denn wie sie den Sohn verloren, wird sie auch den Gatten verlieren an jenem zukünftigen Tage, wo er gegen den Wolf ausreitet. „Fallen wird da Friggs Geliebter." Sie weiß die Zukunft, wenn sie auch nicht davon spricht; klug und erfahren, weiß sie um Menschenschicksale, wenn sie auch nicht prophezeit; die Fülle des Lebens kennt sie an andern, weil sie sie an sich selbst erfuhr. Sie ist die gereifte verheiratete Frau mit den tausend Sorgen und Pflichten, sie ist in der Tat die Idee des allseitig verbundenen weiblichen Daseins. Da ist nichts leer geblieben in ihr; alles hat sich in ihr erfüllt, jede Saite klang aus, und so ist ein Zug von Ebenmäßigkeit in ihr Bild gekommen und von entspannter Gesättigtheit, der ungemein lebenswahr anmutet. Lebte ein Teil ihres Wesens wirklich im Volksglauben unter dem Namen Frau Holles weiter, so wundern wir uns nicht, wenn wir sie antreffen, wie sie die Betten ausschüttelt, wie sie die faulen Mägde bestraft, die kleinen Kinder betreut und wie sie im Kyffhäuser dem Kaiser Friedrich schließlich die Wirtschaft führt. Mindestens sind in Frau Holle verwandte Züge zum Ausdruck gekommen, um das Bild der germanischen Hausfrau im Metaphysischen festzuhalten.

Erklärungen wie die, die blonde Sif sei die Personifikation des goldenwogenden Ährenfelds oder wie die, Skadi sei die Personifikation der schneeig-klaren Gebirgswelt, wurden hier von uns nicht mehr versucht. Mond und Sonne, Wasser, Wind und Frühling wurden hier nicht benötigt. In jenen allegorischen Erklärungen der Götter und der göttlichen Taten aus gutem oder schlechtem Wetter verriet sich eine Zeit, die sich ein schöpferisch-bildhaftes Denken der Menschen

nicht mehr vorstellen konnte. In Wirklichkeit schuf damals ein starkes Geschlecht weit über sich selbst hinaus, steigerte sich und wiederholte sich selbst in seinen Göttern.

Wir setzen an Stelle der naturhistorischen die anthropologische Deutung und glauben, daß sich in den göttlichen Erscheinungen „Lebensstile" (Rothacker) und Seinsideale der Völker enthüllen, die sie verehren. Sie erhebt der Mensch in die Sternenwelt und macht sie zu den obersten Lenkern, von denen er sich leiten läßt. Solche Götter sind nach dem Bilde der Menschen geschaffen, aber fortan formen sich dann auch die Menschen nach ihrem Bild. Sie leben ihren Völkern diejenigen Ideale vor, deren diese auf ihrer jeweiligen Bildungsstufe bedürfen, um zu der Form sich lebend und sterbend zu entwickeln, die ihnen vom Schicksal geprägt worden ist. Sie sind Gebilde der menschlichen Gemeinschaft und werden zugleich zur Gewähr für den Fortbestand dieser Gemeinschaft. Sie sind des Menschen Geschöpfe und der Mensch wird ihr Geschöpf. Sie sind nicht ohne ihn, aber er könnte ohne sie nicht lange dauern. Ihre Realität ist dann zuletzt so groß wie die des Menschen selbst, denn sie wirken sich aus in seiner Geschichte. Sie werden zum Sinn, zum Gesetz und zum Ziel seiner Geschichte. Sie sind Gebilde der Phantasie, aber da der Mensch sie nach sich selber formte, sind sie so gut wie Gebilde der Schöpfung. Sie sind genau wie ihre Erfinder durchströmt von allen Kräften der Welt, und so ist es zuletzt doch auch wieder richtig zu sagen, jenes blonde göttliche Weib sei eins mit dem goldenwogenden Ährenfeld und dieses sei eins mit der Sippe, und jenes göttliche Fräulein sei eins mit der schneeig-klaren Gebirgswelt und diese sei eins mit einer besonderen Art des Mädchentums.

Diese Göttinnen stellen das germanische All, soweit es weiblich erfaßt wird, in ihrer Art vollkommen dar. Wir fanden ein ganzes Feld verschiedener Arten des Ewig-Weiblichen und der innere Sinn all dieser Erscheinungen weist auf ein Ganzes. Eine ganze Schöpfung von Mädchenhaftigkeit, reiner Frauenschönheit, rührender Gattinnenliebe, tiefer Mütterlichkeit und würdevollen Herrinnendaseins ward an den germanischen Himmel versetzt. Wenig Kriegerisches war mit

diesen Frauengestalten verbunden, nichts Wildes, nichts Destruktives. Aber auch nichts Weibisches, nichts Genießerisches, kein Weibchen- und kein Haremsdasein, auch nichts Nutzlos-Beschauliches lag hier vor. Vielleicht vermissen wir jenen bestimmten Charme der Dame, den wir seit Laudinens und Lunetens Tagen so vielfach an den Frauen wünschen; aber gerade damit, daß er so völlig fehlt, ist er in andrer Weise neu und einzigartig wieder da. Aus einem tüchtigen, rüstigen Dasein sind sie erzeugt. Göttliche Schwestern, göttliche Freundinnen hat der verehrende Mensch an ihnen, auf die er sich verlassen kann in den kleinen und großen Krisen des Lebens.

Keine bildenden Künstler und – verglichen mit den Griechen – nur wenige und sehr wortkarge Dichter haben uns Bilder von diesen göttlichen Frauen geformt. Kein lebendig gewordener Stein verewigt uns die Züge Iduns oder Skadis, während er doch die Züge der Pallas oder der Artemis uns so hinterließ, wie sie in der Vorstellung der Besten ihres Volkes lebten. Und dennoch blieben die Nachrichten nicht stumm. Die treue Sigyn mit der Schale über dem Antlitz des gefesselten Gatten; die starke Bäuerin Gefjon mit den vier Stieren vorm Pflug; die stille Sif mit dem reichen Blondhaar; Idun und Fulla mit ihren Truhen, das goldene Band ums Haar; Freyja wie sie ihrer Wirkung sicher dem wilden Riesenfürsten den Trank kredenzt: das sind Bilder des Frauenhaften, die einprägsam genug sind und gewiß ergiebig, wenn man sie einmal tief genug in sich aufgenommen hat.

An den Bildern der antiken Götter haben die Jahrhunderte weitergearbeitet, mit unzweifelhaftem Erfolg: man denke allein an Botticellis „Geburt der Venus" und an Schillers „Götter Griechenlands". Alle Zeitalter vieler Völker schenkten ihnen ihre Liebe, gaben denen, die schon so reich besaßen und verklärten die schon Mythischen mit immer neuem Mythos, immer wundersamerer Vertiefung, erhoben sie weit über die griechische Geltung zu Ideen und Idealen der gesamten abendländischen Kultur. Man erlebte gewissermaßen das Schauspiel einer internationalen, keineswegs nur spielerisch gemeinten heidnischen Religion, mindestens unter den Gebildeten aller

Völker, neben oder über der gemeinsamen christlichen Religion, ohne daß die Kardinäle jemals gewarnt hätten vor einem Rückfall ins Heidentum.

Was will es demgegenüber besagen, daß Klopstock sich manchmal in rührender Weise einer germanischen Göttin zum Schmuck seiner Oden bediente! Daß ein paar Familienzeitschriften des 19. Jahrhunderts „Freia" und „Iduna" hießen, um Felix Dahn und ein paar respektlos-gutgemeinte Versuche Anderer mitleidsvoll zu übergehen! Nicht einmal die germanischen Länder selbst haben es bisher zu einer echten Renaissance ihrer eigenen Götter gebracht. Wagner allein trug einige ihrer Namen von neuem über die Welt.

Es gibt Gedichte von Rilke und andren, die sich in geradezu hellseherischer Weise versenken können in eine Situation der antiken Mythologie: wir denken etwa an Rilkes Verse über Orpheus, Hermes und Eurydike. Aber der deutsche Dichter, der etwa aus Skadis mutigem Gang nach Asgard, um an den großen Göttern den Tod ihres Vaters zu rächen; oder aus Frigg im Gehöft, wenn sie dem zur Erkundung des Weltzusammenbruchs ausziehenden Gatten den Reisesegen spricht; aus Frigg an der Tür, wenn sie des jungen Reiters, ihres zu frühem Tod bestimmten Sohnes abendliche Heimkehr erwartet: – der deutsche Dichter, der in ein paar begnadeten Versen aus der Tiefe dieser göttlichen Situationen all das herausholte, was unvergänglich doch auch in ihnen beschlossen liegt, soll noch geboren werden. Der Dichter, der am weitesten in dieser Richtung läge in unseren Tagen, kam aus Georges Nähe und ist der Dichter des Nornenbuchs und der Wartburg: Ernst Bertram.

Sorge und Bereitschaft

(Der Mythos und die Lehre Heideggers)

Die folgenden Darlegungen haben ihre Berechtigung gewiß nur dann, wenn man die grundsätzlichen geistigen Grenzen zwischen Philosophie, Dichtung und Mythos leugnet. Ich glaube, daß der Geschichtschreiber der „menschlichen Ideen überhaupt" leichter als die drei hier berührten Einzelwissenschaftler geneigt sein wird, die philosophische, die dichterische und die mythische Denkart weithin einander gleichzusetzen und in ihnen drei engverwandte Formen des Weltbegreifens zu sehen. Vielleicht wird er dazu neigen, sie drei verschiedenen Kulturstufen oder auch „Lebensstilen" entsprechen zu lassen, die im Leben eines Einzelnen oder eines Volkes einander ablösen können. Vielleicht können ihm diese Denkarten, durchgehend bei einem Einzelnen oder einem Volke betrachtet und verglichen, immer dieselben Strukturen enthüllen und vielleicht müssen sie in der Tat angesichts sich wiederholender schicksalhafter Lage immer zu der gleichen Lebenshaltung oder zum selben Weltgefühl führen. Bei Durchverfolgung durch ein einzelnes Volk könnte vielleicht eine Art Erbverhalten in Mythos, Dichtung und Philosophie sich verraten.

Mit dem Worte ‚Philosophie' ist hier nicht die exakte Fachform der letzten Jahrzehnte, lediglich aufgebaut auf wissenschaftlich-rationalem Denken, gemeint. Nur dann, wenn die Philosophie sich zu großen metaphysischen Systemen entschließt, die den Menschen selbst und das Sein betreffen, wenn auch sie den Schritt in die äußersten Bezirke der menschlichen Existenz vorwagt, die sonst nur Dichtung und Mythos betreten, stellt sie sich für die Ideengeschichte, auf die es uns hier ankommt, mit Mythos und Dichtung auf eine Stufe, dann können sich unter Umständen ererbte Denkrichtung, Verhaltensweise und Anschauungsform bei Durchverfolgung durch ein Einzelobjekt

enthüllen. Taucht dann in spätester Philosophie dieselbe Anschauung auf wie in früher Dichtung oder noch früherem Mythos, so braucht man noch nicht an ein daselbst mystisch geoffenbartes Urwissen zu glauben, sondern man wird darin nur eine Art von „vorontologischem Zeugnis", ein Zeugnis von lediglich geschichtlicher Beweiskraft, für die gleiche Auffassung von der Welt und für die gleiche Verhaltungsweise ihr gegenüber erkennen. Man wird dabei in Rechnung setzen, daß die drei verschiedenen Denkarten natürlich über drei jeweils verschiedene Stilmöglichkeiten und Ausdruckseigentümlichkeiten gebieten, durch die sie sich gattungsgemäß voneinander unterscheiden; aber meinen können sie mit ihren verschiedenen Möglichkeiten alle das gleiche. Die relative Unverwundbarkeit Sigfrids ist ein märchenhaft dichterischer Ausdruck für seine fast völlig sieghafte Unangreifbarkeit, Dietrichs Feueratem ein solcher für seine restlose Unwiderstehlichkeit. Unter diesen märchenhaften Ausdrucksformen begreifen sich heroische Eigenschaften. Sie sind keine Allegorien oder Metaphern, sondern Formen des Erkennens und des Begreifens. Der Ausdruck ist aus der Welt des Märchens und des Mythos geholt, weil die philosophisch-ethischen Begriffe nicht ausgebildet genug waren oder in der Dichtung gar nicht am Platze wären. So streift im germanischen Mythos der riesische Wolf am Rande der Welt, so wartet die riesische Schlange im Weltmeer. Das sind die mythischen Formen der Weltbedrohung, wir könnten Heideggersche Begriffe für sie einsetzen und werden das hier versuchen. Es fehlten aber damals die philosophischen Begriffe oder sie wären im Mythos gar nicht am Platze gewesen.

In solchem Sinne haben sich ja die Metaphysiker seit je selbst in die allernächste Nähe der Dichter und Mythiker gerückt, indem sie sich völlig ernsthaft auf deren Aussagen und Einfälle stützten, sie zitierten, auslegten und in ihnen Zeugnisse sahen, in denen das Dasein sich über sich selbst aussprach. Ist nicht bekannt, daß der göttliche Platon seine Lehren weithin mit Mythen belegt, erläutert und begründet? Welche Bedenken sollten uns verbieten, Schopenhauers System einer Mythologie oder Dichtung gleichzustellen, seine Hauptbegriffe ge-

wissen Göttergestalten, wo er doch selbst fortwährend auf mythische und poetische Zeugnisse zurückgreift, man denke nur an den „Schleier der Maya"! So tat es zuletzt noch Martin Heidegger mit der antiken Fabel des Hygin von der Erschaffung des Menschen aus Sorge, Geist und Erde, die auch Goethe gekannt hat, und sah in ihr einen vorontologischen Beleg für die existenzial-ontologische Interpretation des Daseins als Sorge.

Aber uns scheint, als hätte sich Heidegger in sehr viel weitergehendem Maße für seine große Betrachtung der menschlichen Existenz in der Welt auf die germanische Mythologie stützen können, um in seinem Sinne vorontologische Zeugnisse und Belege zu erhalten. Auch ihm lag nicht nahe, was schon Nietzsche nicht gegenwärtig war: das Vermögen, sich im heimischen Denken wiederzufinden, was uns Heutige gerade bei diesen beiden Namen besonders verwundern muß. Uns erscheint, zusammengehalten mit Heideggers Philosophie, der germanische Mythos wie ein erster großartiger Versuch zu einer der Heideggerschen engverwandten Interpretation des Seins, endend in Wahrheit (mit der Götterdämmerung) in einer wirklichen „Gigantomachie um das Sein" – nicht anders als wie wir mit nächstem Kapitel im Kreislaufglauben den germanischen Vorläufer zu Nietzsches Fragmenten finden werden; was alle vier Entwürfe sonderbar miteinander vereint, ist, wie wir noch sehen werden, die moralische Haltung. Und dabei ist hier im germanischen Mythos die Interpretation der Phänomene nicht etwa nur bruchstückhaft und in ersten Anläufen, sondern geradezu systematisch erfolgt, später oder vielleicht auch gleichzeitig noch einmal in der frühgermanischen Dichtung. In diesem Sinne möchten wir es verstanden wissen, wenn hier von ‚altgermanischer Philosophie' die Rede ist mit einem Ausdruck, der für die damalige Kulturlage zunächst nicht zu passen scheint. Es ist damit nichts anderes als die Strukturverwandtschaft des alten Mythos mit der neuen Philosophie gemeint, die nach unserer Ansicht allerdings auffällig ist. Ich meinerseits möchte an eine Erbstruktur glauben, die angesichts einer verwandten äußeren Schicksalslage wieder sichtbar geworden ist, nunmehr in Philosophie wie früher in Mythos und Dichtung. Wir

haben ja heute in Deutschland seit dem Kriege sehr viel Verständnis für schicksalhafte Lage, in die man geraten kann ohne besondere Schuld und ohne den Glauben, gerettet werden zu können. Wir glauben nicht mehr an Fortschritt und Entwicklung, sondern an ein Schicksal, mit dem man sich abfinden muß so oder so, quietistisch oder heroisch. Sorge und Bereitschaft ist alles, worauf es ankommt. Eben das ist der Grundton der hier in Rede stehenden geistigen Phänomene, deren Verwandtschaft wir heute aus einer besonderen Lage heraus besonders eindringlich empfinden werden. Die Situation im alten Mythos gleicht verteufelt derjenigen Deutschlands seit dem Kriege, und so traten vielleicht notwendig die weltanschaulichen Erbstrukturen wieder zutage. Diese Erbstrukturen mögen und müssen natürlich auch in ungezählten Zwischengliedern immer vorhanden sein und sich nachweisen lassen, uns kommt es heute nur auf die Anfangs- und Endglieder der heiligen Kette an.

Man könnte hier bis in sehr kleine Einzelheiten gehen, man könnte zum Beispiel erinnern an Heideggers eigenartiges Phänomen des „Geredes" als Seinsart des Miteinanderseins, und man könnte die Verkörperung dieses Geredes im germanischen Mythos wiederfinden in jenem unentwegten Eichhörnchen, das so sonderbar am Weltbaum auf und ab läuft, um dem Drachen und dem Adler die Worte zuzutragen, die sie beide übereinander äußern. Das erscheint vielleicht nicht wichtig genug.

Schon wichtiger vielleicht dies: der Philosoph spricht von der „Vermeintlichkeit des Man, das volle und echte Leben zu nähren und zu führen". Diese Vermeintlichkeit bringt Beruhigung in das Dasein, alles ist für sie in bester Ordnung. Diese Beruhigung im uneigentlichen Sein läßt eine Verführung zu Stillstand und Tatenlosigkeit nicht aufkommen, sondern treibt eher in die Hemmungslosigkeit des Betriebs. – Begreift man den Wesensunterschied zwischen Odin und Thor tief und von Grund auf, so liegt es nicht eben sehr fern, dies Verhalten der ‚Vermeintlichkeit des Man' mythisch in Thor ausgedrückt zu sehen. Dieser ‚Man' führt schon jetzt den unentwegten Kampf mit den Riesen, erschlägt ihrer so viele, wie er bekommt, einen

nach dem andern; das wirkt beruhigend, hält die unmittelbare Gefahr von Menschenland fern, scheinbar ist alles nun gut und besorgt. In Wirklichkeit ist nichts gut. Die Bedrohung der Welt vermindert im Großen sich nicht. Das Eigentliche wird nur verdeckt und verschoben. Dieses ‚Betriebes' gedenkt der Mythos selbst nicht ohne jenes leichte Lächeln, das auch auf den Lippen des Philosophen schwebt, wenn er die ‚Vermeintlichkeit des Man' abhandelt. Dieses „man" weiß nichts von der großen metaphysischen Sorge, der tiefen letzten und durch keinen ‚Betrieb' abwendbaren Bedrohtheit, die sich vielmehr in Odin verkörpert.

Wenn wir überhaupt einen Augenblick lang zwischen uneigentlichem und eigentlichem Sein unterscheiden wollen, anders und nichtheideggerisch ausgedrückt, zwischen Dasein und Leben, so finden wir zweifellos mythisch das Dasein verkörpert in den riesischen Mächten, die schon vor dem Leben, vor den Göttern und Menschen da sind. Sie verkörpern die Weltmasse, die Materie, den Stoff schlechthin. Aus ihrer einem schaffen denn auch die Götter den sichtbaren Bau der Welt. Unter den Göttern kommt Thor dieser uneigentlichen Seinsart wesentlich noch sehr nahe, aber in dessen breiter heiliger Daseinsform. Während die Riesen, soweit sie sich nicht rein neutral stofflich verhalten, das feindlich-dämonische Dasein darstellen, mit dem denn auch Thor in fortwährendem Kampfe liegt. Aber Odin ist das eigentliche Sein, das Leben, das die tiefe metaphysische Sorge, die große letzte Bedrohtheit bewußt in sich trägt. Und damit wenden wir uns sogleich dieser Erkenntnis als dem eigentlich Zentralen, sowie der daraus sich ergebenden moralischen Haltung zu.

Es ist das Merkwürdige in der germanischen Mythologie, daß in bezug auf das Ausgeliefertsein an das Schicksal kein Unterschied besteht zwischen Menschen und Göttern. Ein Verhängnis lastet über ihnen beiden wie über der ganzen Welt. Die Götter sind genau so am Sein beteiligt mit allen Folgen des Seins wie die Menschen, ja infolge ihrer Göttlichkeit sind sie gerade ganz besondere Beispiele des Seins. Ihr Sein ist in diesem Sinn ganz besonders beispielhaft menschliches Sein, bis in das Sterben hinein. Sie unterliegen der

gleichen Fragwürdigkeit und Rätselhaftigkeit wie die Menschen, ja, weil sie Götter sind, stellen sie dieselbe ganz besonders beispielhaft dar. Die völlige Geworfenheit ist auch bezeichnend für sie. Auch ihr Dasein verliert sich, lebt von sich weg, verfällt an die Welt. Das goldene Zeitalter ist längst vorüber, es war vornehmlich ein goldenes Zeitalter der Götter in jenem beispielhaften Sinn. Allerhand böse Verstrickung kam über sie. Balder ist längst tot, und das bedeutet die erbarmungslose Tilgung des schönen Scheins über dem Sein, das endgültige Ende des goldenen Zeitalters; er kehrt nicht wieder. Daß Balder tot ist für diese Weltperiode gehört sehr bezeichnenderweise zum germanischen Weltbild, und ebenso daß er nicht wieder kommt. Niemand erlöst uns hier. Die Gegenwart ist immer nur eine Auswirkung harter notvoller Erscheinungen, die schon im Zusammenhang mit dem großen Ende stehn. Balder ist nicht der naturalistische Frühling, sondern eine Idee, ein Lebensprinzip, eine geistige Macht, die aber jetzt als verloren gilt. So hat Odin längst ein Auge verloren, in Sorge um das Schicksal der Welt gab er es hin; so hat Frey sein Zauberschwert eingebüßt, und das bedeutet, daß der Gott der schönen Erscheinung des Daseins sein bestes Teil verlor; so hat der Kriegsgott Tyr gar die rechte Hand verloren, der treue Gefolgsmann, und so trägt Thor von einem Kampf mit dem Riesen ein Steintrum im Haupt, so verlor Sif ihr Goldhaar, ihr echtes. Das sind keine Allegorien, das sind sehr schlimme mythische Ausdrucksformen für das Phänomen des Verfalls. Aber auch hier gibt das Phänomen nicht so etwas wie eine Nachtansicht des Daseins; es geht trotz alledem sehr hell und lebendig und aktiv weiter; den schon gestohlenen Hammer des Thor, die schon gestohlenen Äpfel der Idun erhielten die bedrohten Götter gerade noch einmal wieder zurück. Das alles enthüllt nur, beispielhaft an den Göttern, eine wesenhafte ontologische Struktur. Man muß wissen, was jenes Schwert, dieser Hammer, diese Äpfel bedeuten. Mit allen Wundern behaftet, sind sie höchster Inbegriff der Macht und Göttlichkeit ihrer Besitzer. Man mache sich klar, was es heißt, wenn ausgerechnet der Gott des Kriegs seine Rechte verlor.

Das Sein des Daseins, das existenzielle Sein, enthüllt sich als die Sorge: – Sie ist die Grundart des Seienden, ihr ist man ausgeliefert, in sie ist man geworfen. Beständig ist diese Welt der Menschen und der Götter in das Nichts hineingehalten, sie ist bedroht von der absoluten Jenseitigkeit von allem Sein überhaupt. Asgard und Midgard werden vergehen.

„Der Erdkreis liegt von Ungeheuern trächtig." Sorge und Bedrohung sitzen in Gestalt von Dämonen am Rande der Welt: des riesigen Wolfes, der vorläufig noch gefesselt liegt; der ungeheuren Schlange, die sich vorläufig noch im Meer verborgen hält; Lokis, ihrer aller Vater, der jetzt gleichfalls noch gefesselt liegt, bis er wie sie sich losreißen wird; des schwarzen riesischen Dämons Surt; der dämonischen Muspellsöhne und der übrigen dämonischen Sippe. Der große Baum, der das Weltall trägt, wird an den Wurzeln und Zweigen benagt von Hirschen, Würmern und Drachen; er fault an der einen Seite. Das sind die mythischen Formen der ständigen Bedrohtheit der Welt. Der Mythos kann nicht Begriffe hinsetzen, sein Mittel sind Dämonen und dämonische Tiere. Das Ergebnis aber ist das Gleiche. Und wenn Heidegger sagt: „Das Wovor der Furcht hat den Charakter der Bedrohlichkeit. Das Begegnende hat die Bewandtnis von Abträglichkeit. Diese zielt auf einen bestimmten Umkreis des von ihr Betreffbaren. Sie kommt als so bestimmte selbst aus einer bestimmten Gegend. Die Gegend selbst und das mit ihr Herkommende ist als *solches* bekannt, mit dem es nicht geheuer ist. Das Abträgliche ist als Drohendes noch nicht in beherrschbarer Nähe, aber es naht. In solchem Herannahen strahlt die Abträglichkeit aus und hat dann den Charakter des Drohens . . .", so wird der Mythologe sich fragen, ob der Philosoph nicht mit solchen Worten, vielleicht ein wenig zu unpoetisch, geradezu die herannahende Götterdämmerung umschreibt. Das Kommen aus bestimmter Gegend, denn die Himmelsgegenden und die nicht geheuren Orte des Aufbruchs der Dämonen sind dem Mythos genau bekannt; die noch nicht beherrschbare Nähe, aber das Nahen und die drohende Begegnung: – das ist schon fast mythisch und nicht mehr philosophisch gesehn. Anzeichen des Nahens sind im

Mythos der riesige Winter, der nicht mehr aufhört; Kriege, ungeheure, die alle Sippen und Bindungen zerreißen; die Verschlingung von Sonne und Mond und der Sturz der Sterne vom Himmel; schließlich das Loskommen der Dämonen, ihr Aufbruch und Anmarsch. Der Philosoph gibt natürlich keine Kennzeichen an.

Die Gestalt, in der der Mythos die Sorge *vornehmlich* aktiv und bewußt werden ließ, ist sinnvollerweise die Führergottheit, der göttliche Führer, Odin. Der Hochsitz, von dem er alles übersieht, die Raben, die ihm täglich alles übermitteln: sie sind die mythischen Ausdrucksformen der ständigen Sorge, die sich bewußt werden will; aber sie genügen ihm nicht. Immer wieder bricht er selber auf ins Unbekannte, er ist der eigentliche Träger des Versuchs, sich die schicksalhafte Gegebenheit zum Bewußtsein zu bringen; Zweck des Seins äußert sich so in ihm. Er bricht auf, um zu *fragen*. Es heißt einmal bei Nietzsche: „Es gibt einen Willen zum Tragischen und zum Pessimismus, der das Zeichen ebensosehr der Strenge als der Stärke des Intellekts ist. Man fürchtet mit diesem Willen in der Brust nicht das Furchtbare und Fragwürdige, das allem Dasein eignet; man sucht es selbst auf." Und es heißt bei Heidegger: „Führerschaft ist die Kraft zum Alleingehenkönnen aus tiefster Bestimmung und weitester Verpflichtung heraus." Wir müssen sagen: Der beste mythische Beleg für diese großartigen Sätze ist Odin, sie sind ihm förmlich auf den Leib geschrieben, er ist ihr altgermanischer Ausdruck.

Unruhe, Unsicherheit, Bedrängtheit führen zur Frage aus einer sehr elementaren Betroffenheit heraus. Dieser Gott stellt andauernd die Frage nach dem Sein als dem dunkelsten aller Begriffe. Die elementare Betroffenheit äußert sich zuerst in Balders beängstigenden Träumen. Diese Träume nötigen zu Aufbruch und Frage. Jedes Fragen ist ein Suchen, alles „Fragen nach" ist ein „Anfragen bei". Der Mythos hält die Figuren bereit, *bei* denen der Gott *anfragen* kann: den „hundweisen Riesen" und die Wölwen, die riesischen aus Grabhügeln beschworenen Seherinnen. Zur Frage gehört ein Befragtes. Das Seiende wird auf sein Sein hin abgefragt zur Aufhellung unserer Existenzen. Odin ist das verkörperte Seinsverständnis, das für

Heidegger vor allem der Mensch allein ist. Der Mythiker setzte den Gott beispielhaft dafür ein.

Walfater wünschte es, und so enthüllt die Wölwa die ganze Bedrohung der Welt und ihr Ende: das Einleitungsgedicht der Edda, die Wöluspa, macht wenigstens in der Einkleidung Gebrauch von dieser ewigen Situation. Deutlicher zeigen sie die Gedichte „Balders Träume" und „Wafthrudnislied". Balder hat die bösen Träume gehabt. Die Götter beraten sorgend und fragend. Odin bricht auf zur Unterwelt mit dem Drang zur Frage, weckt die Wölwa auf und erfragt die Bedrohung durch Balders Tod: „Für Balder steht der Met (bei Hel) gebraut; die Asensöhne sind in Verzweiflung; nur genötigt sprach ich, jetzt will ich schweigen." „Schweige nicht, Wölwa; ich will dich fragen, bis ich alles weiß", ist Odins immer gleiche Gebärde. Und da kündet die Wölwa denn alles Nähere über die ruchlose Tat, bis sie den ewigen Frager am ewigen Fragen erkennt und hinter dem Scheidenden das Wort herruft von dem Tag, an dem Loki und die andern Ragnarökdämonen von ihren Fesseln sich lösen werden.

Man deute diese Fragen nicht falsch und vor allem nicht mediterran. Odin fragt nicht, um zu fragen, was er schon weiß, wie etwa Sokrates. Es ist nicht die geschäftige Agora oder das lärmende Gymnasion, wohin er aufbricht, sondern unmittelbar die Zone der Bedrohung selbst. Seine Fragen sind nicht Teile eines logischen Spiels, sondern betreffen die Existenz ganz unmittelbar wie bei Hildebrand. Er gab ein Auge hin in solcher Sorge. Kein verdrießliches Eheweib hält ihn von so unnützem Herumschweifen ab, die besorgte Gattin spricht ihm den Reisesegen. Stellt er zuletzt eine Frage, die nur er selber beantworten kann und die damit den ewigen Frager verrät, so ist das weniger Hohn, sondern höfliche Ironie.

„Viel fuhr er umher, viel versucht er, viel hat er die lenkenden Mächte erprobt", und so bricht denn der Unermüdliche zu dem uralten Riesen auf, um auch ihm mitten in allerlei Weisheitswettproben die Fragen nach dem Sein und seiner Bedrohung zu stellen. Schon in der vierten Frage ist der Riese bei dem Schlachtfeld, auf dem der Untergang der Götter stattfinden wird. Dann fragt der Gott und

von der dreizehnten Frage ab ist auch er bei den letzten Dingen, dem neuen Aon jenseits seiner eigenen Existenz und den Geschehnissen seines eigenen Untergangs. „Was bringt Odin den Untergang, dann, wenn die Götter sterben?" „Der Wolf wird den Vater der Welt verschlingen." Es wird ein Tag kommen, da kehren Odins Raben nicht mehr zurück.

Man muß sich die ungeheuren und ganz einzigartigen Entwürfe dieser Gedichte klarmachen. Der Führergott selbst ist aufgebrochen zur ewigen Frage an die riesischen Mächte, aus ewiger Sorge um die ewige Bedrohung in der Hingeworfenheit seiner Existenz. Man kann Einkleidung wie Inhalt eigentlich nur umschreiben, wenn man die Heideggersche Terminologie anwendet. Der Sinn des Daseins, verkörpert sinnvoll im höchsten Führergott, enthüllt sich als die Sorge. Diese Götter sind Menschen mit gesteigerten Mitteln. Metaphysik gehört zur Natur des Menschen. Sie erhöht sich in diesem menschlichen Gott, der die Summe alles Willens, Wunsches, Hanges und Dranges nach Metaphysik ist. In diesen Liedern hat der alte Mythendichter mit seinen Mitteln das Gleiche sagen wollen, was Heidegger aussagt in seiner Philosophie.

Der germanische Gesamtmythos hat durchaus begriffen, daß das „Sein zum Tode ursprünglich und wesenhaft dem Sein des Daseins zugehört, wesenhaft zur Gewohnheit des Daseins gehört". Er drückt das aus, indem er selbst die Götter, als die gesteigert Seienden, gerade *sie*, sterben läßt, indem er überhaupt die ganze Metaphysik in die Götterwelt verlegt. Er hatte keine unanfechtbareren Mittel, um die Absolutheit seiner Erkenntnis zum Ausdruck zu bringen. „Mit der Gewißheit des Todes geht die Unbestimmtheit seines Wann zusammen", auch das kann mythisch nicht schlagender ausgedrückt werden als durch die Reihe jener Bedingungen, die sich erfüllen müssen, ehe die Katastrophe kommt. Es gibt keine so grundsätzliche Einbeziehung des Todes in das Leben sonst irgendwo wie in der altgermanischen Mythologie und in der Heideggerschen Philosophie.

Man bedenke, daß in andren Religionen die Gottheit *vor* der Materie da ist, die sie aus dem Nichts erschafft und in das Nichts wieder

versenken kann, ohne selber vom Nichts betroffen zu sein. Daß sie zur Erlösung des Menschen aus seiner Geworfenheit etwa den eingeborenen Sohn entsendet, der, keinem Tod unterworfen, die Erlösung vollzieht. Daß mindestens sonst die Götter nicht sterben, wenn auch Göttergeschlechter sich ablösen in der Herrschaft über die Welt. Der Gang der Welt mag vorherbestimmt sein durch die Moira, aber die Götter selbst sind nicht davon berührt. Sie stehen außerhalb der Welt und jenseits der Moira, ja die Moiren werden schließlich dem Zeus so unterworfen gedacht, daß er deshalb der Führer der Moiren, der Moiragetes, heißt. Sie kümmern sich nur um das menschliche Los. „Eines ist der Menschen, ein andres der Götter Geschlecht", sagt Pindar; „das eine ist gar nichts, ewig fest aber steht die Burg des ehernen Himmels."

Hier aber ist die Materie älter als das Göttergeschlecht, hier teilen die Götter mit dem Menschen das Schicksal, hier sterben die Götter, und der liebste Gottessohn ist schon längst gestorben, ohne erlösend wiederkehren zu können in dieser Weltperiode, ja sein Tod war das erste große und sichtbare Zeichen dafür, daß das Verhängnis nun längst seinen Lauf genommen hat. Bedenkt man diese Unterschiede, so wird man begreifen, daß hier die Götter nichts anderes als gesteigerte Menschen sind – daß es sich allerletzten Endes hier um einen heroischen Atheismus handelt – und daß damit der Weltanschauung von der schicksalhaften Geworfenheit ein geradezu ungeheurer Ausdruck verliehen worden ist mit der ursprünglichen Kraft des Mythos, den der Geist der Philosophie kaum so recht ersetzen könnte.

Auch die antiken Götter haben sich wohl erst im Laufe ihrer hellenischen Durchgeistigung von der anfänglichen Herrschaft der Ananke befreit; aber im Germanischen ist die Durchgeistigung gerade in der dunkleren und tieferen Richtung erfolgt. Eine Lehre vom einstigen goldenen Zeitalter, als einem Zeitalter noch jenseits aller Sorge und Bedrohung, ist weithin auch sonst bekannt. Alle fremden Mythen beließen es wenigstens den Göttern. Und kein Mythos sonst hat diesem Zeitalter der Schicksallosigkeit ein so sichtbares symbolisches und un-

widerrufliches, allgemeingültiges Ende gegeben wie der germanische Mythos mit dem Tode Balders. Wir ahnten die Bedeutung dieser Dinge wohl längst, aber ihre wirkliche Tiefe wird uns erst klar, wenn wir sie vom Boden der Heideggerschen Philosophie aus betrachten.

So wie nun Heideggers Philosophie uneinbezogen bleibt in das Feld der moralischen Wertung, so verläuft auch im germanischen Mythos der ganze Prozeß bekanntlich jenseits von Gut und Böse. Es bildet sich aber die schlechthin heroische Haltung heraus, die nun sowohl im Mythos wie im Heldenlied überwältigend zutage tritt, der heroische Schicksalsglaube, die heroische Haltung im Schicksal.

Daß sie auch die Haltung des wirklichen Lebens gewesen sei, ist nicht ganz unbestritten. Sicherlich besteht bei solcher metaphysischen Erkenntnis auch die Möglichkeit, daß eine Welle von Weltangst und Grauen die germanische Welt überfluten konnte. Dieser Möglichkeit bedient sich heutzutage besonders gern die protestantische Theologie, um die im ganzen gutwillige Bekehrung der Germanen zur christlichen Erlösungsreligion damit zu erklären. Diese Möglichkeit entspräche der Rolle, die in ihren philosophischen Gebäuden Heidegger und Kierkegaard der „Angst" zuschreiben. Aber daß die Erkenntnis der Bedrohtheit in der wirklichen germanischen Welt diese Formen der Angst angenommen habe, dafür sind die Zeugnisse nur sehr gering und anfechtbar. Es scheint sich im wesentlichen damit nur um eine seelische Disposition zu handeln, die das Christentum sich erst schuf und die vorher kaum so bestand.

Die Quellen enthalten keine Zeugnisse dafür, daß man in Germanien mit dem Schicksal nicht fertiggeworden sei, daß man von Angst erfüllt und innerlich aufgespalten nach der Erlösungsreligion gegriffen habe wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm. Der Erfolg des Christentums in der germanischen Welt beruhte auf ganz anderen Gründen. Germanien wurde an seiner eigenen Religion nicht eigentlich irre, Religion hier als religiöse Haltung genommen und nicht als Summe von tausend glaubensmäßigen Einzelheiten, deren manche sich natürlich von allein änderte und verlor. Es handelt sich hier ja um Krieger und Bauern, nicht um ein nihilistisches Publikum antiker

Großstädte. Das Kriegertum verfiel hier gewiß nicht in Weltangst und Trostlosigkeit, ebensowenig das germanische Bauerntum. Dereinst so wenig wie übrigens heut in jenen zahlreichen deutschen Landstrichen, wo der Bauer noch immer ein sehr kühles oder negatives Verhältnis zur christlichen Religion besitzt. Wo sehen wir ihn dann in Weltangst verfallen? Das ist nicht seine Haltung. Das Gefühl der Bedrohtheit äußert sich natürlich trotzdem irgendwie auch hier, es äußert sich in jenem Glauben an Gespenster und umgehende Tote, die nun einmal zum gesunden bäuerlichen Volksglauben gehören. Dieser Volksglaube löst nicht Trostlosigkeit und Verzweiflung aus innerhalb der germanisch-deutschen bäuerlichen Welt. Es ist auch völlig falsch, wenn man behauptet, innerhalb des alten vorchristlichen Germaniens sei im Verlauf der Dinge das Grauen vor dem Tode und den Toten offensichtlich gewachsen, die Nachtseite des Lebens habe sich zusehends verdüstert und verbreitert. Das Maß dieser Dinge ist das gleiche so einst wie heut. Nicht einmal um einen sonderlichen Pessimismus handelt es sich eigentlich, sondern nur um eine eigentümliche Erfassung der Welttragik. Die Haltung ist im großen und ganzen vielmehr eigentlich unverzagt. Jene primitiven Dämonen des Volksglaubens, die an den nächtlichen Rändern des Dorfes sitzen und deren Kommen droht, vergleichen sich in Funktion wie Maß wie philosophischem Sinn durchaus jenen Dämonen des Mythos, die vom Rande der Welt her drohen. Sie sind wie jene die verkörperten Ideen der Bedrohung, die Mythos wie Sage natürlich nicht in philosophischer Abstraktheit belassen können. Man weiß, wo sie sind, man weiß, was sie wollen, und immer wieder findet sich ein beherzter Bursche in Volkssage wie Mythos wie Heldensage, der sie aufsucht an ihrem eigenen Orte und mehr oder minder vernichtet. Darauf beruht ja gerade die im Deutschen ganz besonders sichtbare Verwandtschaft von Volkssage, Mythos und Heldensage. Daß mit solchen Heldentaten, solchen „Exorzismen" (G. Hübener) natürlich die Bedrohung des Ganzen nicht oder nur vorübergehend aufgehoben wird, steht freilich völlig fest. Der kühne Bursche der Volkssage rückt damit in die Nähe Thors, in die Nähe Beowulfs, Sigmunds, Sigfrids usw.

Die Katastrophe kommt doch unvermeidlich; der, man möchte sagen, dörflich-lokale Weltuntergang ist durchaus gewiß, aber er findet Gemüter, die sich damit abgefunden haben ... desto besser, je mehr sie über das Schicksal in Erfahrung brachten. Wonach man denn also vor allem strebt, ist Klarheit über das Schicksal, das man durch Wissen einigermaßen in die Hand bekommen will. Je besser man es in der Hand hält, desto unverzagter und gelassener wird man sein.

Wie im germanischen Nornagestmythos dies In-die-Hand-Bekommen des Schicksals einmal geradezu wörtliche Ausdrucksform angenommen hat, sehr im Gegensatz zum engverwandten griechischen Meleagermythos, ward in „Wandlung und Erfüllung" abgehandelt. Die Mutter gibt dem Sohn die Kerze, an die sein Schicksal geknüpft ist, ja die sein Schicksal bedeutet, selber in Verwahrung. Nornagest bekommt und nimmt sein Schicksal selbst in die Hand, Meleager weiß von seinem Schicksal nichts. So reguliert Nornagest es selber und bestimmt seinen Eintritt, während es selbst, hier wie dort, natürlich unabänderlich ist; bei Meleager bestimmt es ein blinder Zornausbruch seiner Mutter.

Das ist zugleich die typisch germanische Haltung: das Schicksal selbst ist bestimmt und ist nicht zu ändern, unbestimmt und daher regulierbar ist nur sein Eintritt, sein Verlauf im einzelnen, vor allem die seelische Haltung während des Verlaufes. Für den Helden aus der aristokratischen Kriegerschicht ist Schicksal oft genug einfach identisch mit Standesehre, Sippenehre, Kriegerehre, kurzum mit den Geboten des Lebenskreises, dem er angehört und den er nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben, den er nicht verleugnen darf, den er verteidigen oder wiederherstellen muß.

So weiß der Held weithin schon Bescheid um sein Schicksal, und dies Wissen beeinflußt seine heroische Haltung. Weiß er es nicht, so führt er den Bescheid selbst herbei, Er will Bescheid darum wissen. Erst damit gewinnt er die Ruhe in der Beunruhigung, verliert er in der Bedrohtheit die Furcht, wird er zum Held. Eben dies ist ja Funktion und sinnvolle Rolle des großen obersten Führergottes. Eben Odin erkundet ja, wie wir sahen, unablässig das Schicksal der Welt, das,

erstaunlicherweise, sein eigenes in sich schließt. Er will es wissen. Eben in ihm ermißt man klar, wie die Germanen diese Haltung ins Metaphysische und zum Weltprinzip erhoben, weil sie einem ihrer seelischen Grundbedürfnisse entsprach. Demgegenüber bleibt der einzige Grieche Achill, der sein Schicksal weiß, peripherisch und eine Ausnahme in seiner Welt.

Wir gehen nun mit keiner anderen Haltung aus dem germanischen Mythos hervor als aus der Heideggerschen Philosophie, nicht mit einem guten oder schlechten Gewissen, nicht mit Reue oder Sündengefühl, mit Selbstzufriedenheit oder Vorsatz zur Besserung, sondern nur mit dem Bewußtsein von unserer Existenz als einer schicksalhaften Gegeben- und Geworfenheit. Dieser Glaube an die Unabwendbarkeit des verhängnisvollen Schicksals, dies Wissen um Bedrohung und Untergang begegnet vielmehr einer sehr mutigen Kampfentschlossenheit, Einsatzbereitschaft und inneren Größe, einer Haltung, in der der Mensch wie der Gott, wenn er schon untergeht, mit Größe und Gefaßtheit untergeht.

Da steht mitten im eddischen Hamdirlied die Formel, die als Motto über der ganzen germanischen Philosophie stehen könnte: „Die wir nun todgeweiht fahren, fern werden wir sterben", in Ton und Inhalt eine klassische Zeile, Schlüssel für viele Lösungen, Stern, der still über Germanien leuchtet. Die Brüder Hamdir und Sörli wissen, daß sie, wenn sie jetzt, wie die Mutter will, aufbrechen zur Schwesterrache an Ermanarich, dem sichern Untergang entgegengehn; gerade deshalb brechen sie ja auf, denn so eben erfüllen sie Ehre, Dasein, Heldenbegriff, die darin mit ihrem Schicksal identisch sind. Für diesen Augenblick waren sie ja bestimmt. Das Bewußtsein der schicksalhaften Gegebenheit gehört geradezu zum germanischen Heldenbegriff, die bewußte Klarheit über die Situation, was sich gewöhnlich natürlich nicht hellseherisch auf die Einzelheiten der zu erwartenden Vorgänge erstreckt. Der Aufbruch geht in diesem Sinne immer ins Unbekannte. Aber betäubt und unbewußt, dumpf wie ein Tier das Schicksal hinzunehmen, wäre unheroisch. Die Welt ist voller Bedrohung. Uns wirft man jetzt mitten hinein. Im Grunde gegen unseren Willen.

Eigentlich haben wir mit der ganzen Situation nichts zu tun. Wir nehmen sie aber hin, diese Geworfenheit in eine Situation, in eine Zeit, einen Raum, einen Stand, eine Idee, ein Volk, ein Geschlecht, – ein Geschlecht, wie es hier die alte Heldenmutter Gudrun verkörpert. Die Idee der Sippe, aus der sich die heroische Situation der Jünglinge hier ergibt, verkörpert sich in Gudrun, einem der bekanntesten Frauennamen der Heldensage, was wir wieder als Beispielhaftigkeit zu deuten haben. Sie bleibt und überdauert, und den Vergleich, dessen sie sich für sich selber bedient, kann sie füglich aus dem Leben der Bäume, der vielhundertjährigen nehmen: der Espe, Föhre, Weide. Sie hat schon für viele Jünglinge ihres Geschlechts die schicksalhafte Situation ergeben und bedeutet. Sie bescheinigen es ihr auch: „Uns wirst du, Gudrun, ebenso beweinen." Also ist es unsere Situation; wir lieben sie, weil sie die unsrige, unsere Mutter ist. Wir möchten gar kein anderes Schicksal als dies unsrige, keine andere Idee, keine andere Zeit, keinen anderen Raum, keinen anderen Stand, kein anderes Volk, kein anderes Geschlecht, wie kein Mensch eine andere Mutter möchte als die, die er hat. Wir sehen glasklar voraus, was sich uns daraus ergibt. Wir könnten uns ja entziehn, aber damit gäben wir alles preis, alles stürzte ein: unsere Situation in der Welt, unser Schicksal, unsere Ehre, wir selbst. Es stürzt viel weniger ein, nämlich nur das Leben, wenn wir uns nicht entziehn.

Es ist nicht nur eine heroische Maxime, die in jenem Verse liegt, sondern es ist altgermanische Philosophie. Wird man angesichts dieser Zeile noch sagen, daß der germanische Mensch mit seiner Schicksalserfahrung nicht fertig geworden sei? Poetisch ist er jedenfalls damit fertig geworden, dessen sind eben die frühgermanischen Heldenlieder ein großartiges Zeugnis. Sie sind zur Heroenzeit in gewissem Sinn ein religiöser Ersatz. Poetisch und philosophisch sind jene Leute mit dem Schicksal fertig geworden, ob auch religiös? Aber die Germanen waren zu allen Zeiten in Poesie und Philosophie größer als in Religion. Es gibt verschiedene Bewältigungsmethoden in den verschiedenen Räumen der Welt. Man soll nicht die morgenländische von uns verlangen. Die unsrige ist hier erfüllt.

„Wir fochten gut, unser Ruhm ist herrlich." Selbstlob als letzte Quittung ist durchaus erlaubt. „Niemand erlebt den Abend, wenn die Norne sprach." „Da sank Sörli an des Saales Giebel und Hamdir fiel an des Hauses Rückwand." Was ist der Tod gegen solchen Beweis erreichter Vollkommenheit? So viel liegt bei dem Menschen, der Rest liegt bei den Nornen. Schön durchbricht an solchen Punkten das heroische Lebensgefühl hie und da einmal die übliche Wortkargheit der germanischen Dichter.

Die alte Dichtung erfand sich, um die Idee von der Bewußtheit des Schicksals noch deutlicher zu machen, die Figur der Warnerin. Sie begegnet im Atlilied, wie im Hamdirlied. Die Brüder Gunnar und Högni sind trügerisch an den Hunnenhof eingeladen. Die Schwester, Atlis Weib, warnt sie zweimal, vor Antritt der Reise und bei ihrer Ankunft. Natürlich warnt sie vergebens, denn die Ehre steht auf dem Spiel, im Grund ist das Motiv überflüssig. Aber es nimmt den Brüdern die letzten Reste des Nichtwissens, es steigert das Wissen, es erhöht die Heldenhaftigkeit zugleich mit dem Bewußtsein, es macht die Klarheit ganz sichtbar. Die Brüder kennen also den drohenden Verrat, sie sind auf keinen Fall von dem, was ihnen bevorsteht, überrascht. Das ist die Funktion dieses Motivs und dieser Figur, sie verkörpert das Bewußtsein von der Schicksalhaftigkeit geradezu; sie ist in etwas verwandt der Seherin, der Wölwa, bei der Odin sich selber Aufschluß und Bewußtheit holt. Im Atlilied ist es immerhin die Schwester, die die Helden warnt; ihr Dasein wäre immerhin aus der Fabel zu erklären. Aber im Hamdirlied ist die Figur gänzlich uneingegliedert („interpoliert" würde die ältere Forschung sagen): desto deutlicher gerade erhebt sich ihr philosophischer Sinn.

Man weiß, auch in der Volkssage verfügt das Schicksal über Mittel, sich anzuzeigen. „Es erzeigt sich was", sagt man, tritt dieser oder jener Umstand ein. Nutzen wird es nichts, nun etwas zu tun oder zu lassen; aber um dem Schicksal einen Sinn zu geben, brauchts gewisse Zeit. Und diese Zeit gibt einem das großmütige Schicksal selbst, indem es warnt und sich anzeigt. So verliert sich das „Wurm"-Gefühl. Das

Schicksal will uns nicht „klein" sehen und „kriegen", es läßt uns Zeit zu Besinnung und Größe.

Hildebrand weiß und er verschafft sich eifrig dies Wissen, daß er dem eigenen Sohne gegenübersteht, um ihn zu erschlagen, im Gegensatz zu außergermanischen Fassungen des berühmten Sohn-Vaterkampfes. So wissen die nibelungischen Gäste um den Untergang, dem sie am Hunnenhofe entgegengehn. Wie Odin das Schicksal der Welt und der Götter, so erkundet Hagen das seiner Herren und Freunde. Utes Träume, die Sprüche der Wasserfrauen, deren Erprobung in der Kaplanepisode, mancherlei Warnungen mancherlei Art sind die Umstände, durch die sich das Schicksal erzeigt.

Hildebrand ist in den außergermanischen Fassungen ein unbewußter Spielball des Schicksals; das gräßliche Unglück, daß er den Sohn erschlug, erfährt er erst hinterher. Nicht so im Germanischen. Wieder wird die drängende Frage selbst zur höchsten Gestalt des Wissens. In der Not des Ausgesetztseins zwingt sie den Menschen zur äußersten Vereinfachung des Blickes auf das Unumgängliche. Schicksal ist kein Zufall. Eben dies muß ich erkennen. Das eben ist die „Idee Hildebrand", in dieser Situation, als Gefolgsmann seines Herrn, gegenüberzustehn der Sippe, dem Sohn oder – andernorts – auch dem Bruder, ihn zu erschlagen oder eines Tages von ihm erschlagen zu werden. Man kann schon nicht mehr fragen, ob das sein Schicksal oder sein Wesen sei. Beides ist es, und auf keinen Fall ein Zufall. In diesem Sinne ist Schicksal Berufung. Das ist Hildebrands Berufung.

Das ist der Mut zum Sichfügen; die Tugend, das Schicksal in seiner äußersten Not auszuhalten. Neben dem großen christlichen Gottvater, dem einen allwaltenden Gott, der – christlich angerufen – zweimal bereits in diesem Gedichte begegnet, steht noch immer ganz heidnisch das Schicksal, die wewurt. „Nun muß mich mein eigenes Kind mit dem Schwerte schlagen oder ich ihm zum Mörder werden"; das ist der Glaube an das unabwendbar Notwendige und sehr beispielhaft das Bewußtsein der schicksalhaften Gegebenheit!

Aber die Verlassenheit inmitten des Seienden als Schicksal gesehn, das völlig ungedeckte Ausgesetztsein ins Negative kann nirgends bei-

spielhafter begegnen als im alten Atlilied, wenn der Bruder Högni schon erschlagen und Gunnar allein noch am Leben ist: „Einzig bei mir ist jetzt ewig verhohlen der Nibelungenhort, Högni ist tot. Stets war mir Zweifel, solange wir zwei lebten. Immer bin ich nun sicher, da ich nur lebe.“ Weder ein Gott, obwohl er dem Germanen doch Freund war, reicht noch mit bis in diese alleräußerste Einsamkeit, in der der burgundische König jetzt steht, noch ein menschlicher Freund, ein Gefolgsmann, und selbst der grenzenlos treue Bruder wäre ihm jetzt lebend nur noch ein Anlaß zur Unsicherheit. Und Gunnar bejaht dies grenzenlose Alleinsein; allerletzten Verlaß sieht er nur bei sich selbst; zuletzt steht man am besten doch immer ganz allein. Das ist ein ungeheuer großer Augenblick in der germanischen Dichtung, enthüllend den äußersten unbeugsamen Trotz gegen das Schicksal, wie es sich jetzt hier in Atli verkörpert. Atli wird jetzt der besiegte Sieger sein. Nun gelten keine Redensarten und keine Sprüche mehr. Nichts als die Gewißheit des Verlorenseins leitet den burgundischen König und der Wille zum eigenen Wesen.

Wenn ich jetzt dorthin gehe, wohin es mich ruft, so steht dort die Norne. So sieht es aus, als läge die Entscheidung bei mir. Aber da alles auf die Anlage gestellt ist, bei der Bangemachen nicht gilt, ängstliches Zagen kein Elend wendet, kräftiges Mithandeln allein in Frage kommt, so kann ich eben nicht anders als dahin zu gehn, wo die Norne wartet. Ja ich fühle mich dort sogar erst wohl, jeder kleinste Schritt Entfernung hätte mich unglücklich gemacht, dort erst erfülle ich mich. Meine Anlage ist zugleich mein Schicksal. Was geschehen soll, das geschieht.

So nimmt der Stolz das Geschick, das er nicht ändern kann, in seinen Willen auf und verhält sich, als wäre es selbst ein Teil dieses Willens gewesen. Er macht den Willen des Schicksals zu seinem eigenen und überwindet es so. So ergibt sich aus Schicksalswillen und Aufnahmebereitschaft die Einheit von Schicksal und Mensch. Jeder hat sein Schicksal, wie er seinen Schatten hat. So wenig man diesen verneint, so wenig verneint man jenes. Es ist eine Notwendigkeit und nicht fatalistischer Zufall.

Das wird keine demütige Unterwerfung; dieser Schicksalsglaube legt nicht quietistisch und fatalistisch die Hände in den Schoß. Dann bliebe es eine fremde Macht, das wäre noch immer nur Meleagerstufe. Ohne oder mit Abwehrstellung bliebe die Haltung meleagrisch, ungermanisch. Mein Schicksal muß meine Berufung werden. Ich muß mit ihm ringen, damit es mich segnet. Ich muß um den Zweikampf mit ihm werben wie der junge Ecke zu dunkler Nacht im Walde Osning bei König Dietrich von Bern um den Zweikampf wirbt oder wie sonst nur ein Liebender um die Huld seiner Geliebten. Sorge und Bedrohtheit werden zu Liebe und Treue. Odin wirbt. Treue zu seinem Schicksal bis zur letzten Erfüllung, bis zur unio mystica mit ihm, das ist die höchste geistige Lust, die auf Erden überhaupt empfunden werden kann. So geht im Nibelungenlied Iring in seinen rasenden Tod. Das ist der einzige Augenblick, wo der Mensch übermenschlich und zum Gotte wird: Held nennt ihn dann die heroische, Heiliger die religiöse Sprache.

Es ist eine Art Rausch erfahrbar, der sich steigert, je näher ich meinem Schicksal trete, vergleichbar dem Jubel des Helden in der Halle. Das braucht nicht bis zu einer selbstzerstörerischen Liebe zum Tod zu gehn, die das Leben todgenießerisch verachtet. Erfahrbar handelt es sich vielmehr um etwas grenzenlos Bejahendes, nicht Verneinendes, um etwas Schöpferisches, nicht Zerstörerisches. Gewiß gilt nicht: „Sterben ist süß“, das Leben ist kein leichtentbehrliches Ding, dann wöge das Opfer nicht schwer. „Sterben ist süß“, das mag antik sein, wäre ganz ungermanisch, ist höchstens vereinzelt wahr. Aber heilig ernst ist die Vollendung. Sondern „Sterben ist bitter“, doch wenn es nötig ist, nehmen wir es eben auf uns und lassen das Leben, so reich und unvergleichlich es in all seinen Bedrohungen doch war. Das ist „Bekenntnis zum Schicksal“.

Auch brechen die Helden nicht eben gerne zu ihrem Schicksal auf. Ihr Aufbruch vollzieht sich nur schwer. Sie müssen gereizt werden. Sie lieben den Frieden, die Ruhe, aber sie geben natürlich die Ehre nicht preis, sobald sie merken, daß diese auf dem Spiele steht, daß also die Sache, um die es sich nun handelt, wirklich anfängt, an ihr

Schicksal zu rühren. Ehre ist Zwang genug, auch wenn man die Ruhe liebt. Hier ist die Stelle, wo sich das Schicksal ihrer bemächtigt. Das Bild des Haudegens oder blinden Raufbolds begegnet beispielhaft selten. Zum Helden gehört, daß man ihn reizen muß, schwerfällig ist er zum Kampf. Das große Beispiel ist Dietrich. Der echte Held weiß, greift er wirklich zum Schwert, so pocht er damit an die Pforten des Schicksals. Aber die Norne weiß es auch und sie verfügt über Mittel, ihn dahin zu bringen. Ehrlos ist die Nichterfüllung des Schicksals, auch und gerade wenn es zum Tode ruft.

Kein letztes Stoßgebet um Gnade bietet Reue an, keine demütige Hoffnung entwürdigt den Stolz im letzten Augenblick. Es ist bekannt, daß hier das Christentum nur wenig ändern konnte, diese Gemütsverfassung hat es selten gelockert. Wir treffen sie mit besonderer Genugtuung immer wieder bis in die spätesten deutschen Zeiten. Trat nun Gott an Stelle des unabwendbaren Schicksals – so kam es, er trat an die Stelle des Schicksals, viel weniger an die Stelle der Götter –, so tat er es meist auch in bezug auf die Haltung des Menschen. Der alte Stolz und Trotz galt oftmals nun ihm, der würdige Zorn und die unbeugsame Entschlossenheit, die alte Gefaßtheit, die sich keinen Illusionen hingibt, der unbeugsame Wille, ihm zu begegnen, sich mit ihm zu messen, die Liebe und Treue und der Hang zur mystischen Vereinigung mit ihm.

Philosophische Anlage konnte sich damals nur im mythischen Denken und im dichterischen Gestalten äußern. Sie erfüllte sich damit vollauf.

Die Geworfenheit in den Aon, die nagende Sorge in der Bedrohtheit durch das Nichts, die bewußte Aufsichnahme des erkundeten Geschicks, die stete tapfere Bereitschaft zum Schicksal haben wir als die eigentümlichen Züge gefunden, die Mythos und Dichtung der Frühgermanen mit der jüngsten deutschen Philosophie gemeinsam haben. Dazu kommt noch die Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. . .

Die ewige Wiederkehr

Fügen wir dem noch eine sehr wichtige Beziehung der germanischen Mythologie zu Nietzsche hinzu! Diesmal ist die Interpretation der Phänomene im Germanischen freilich nur bruchstückhaft erfolgt, wie in ersten Anläufen, ahndevoll.

Zweimal nämlich hat der pythagoräisch-babylonische Gedanke vom großen Weltjahr, von der Wiederkehr des Gleichen, besonders tiefen Ausdruck in unserm Denken gefunden, eben im germanischen Mythos und dann wieder, offenbar gänzlich unabhängig davon, bei Nietzsche. Beidemal gehört er zur wiewohl nur angedeuteten Grundkonzeption des ganzen Systems, zu ihren Schlußgliedern, konnte aber seiner Natur nach über Ansätze hinaus doch nicht zu Ende gedacht werden. Jedenfalls kehrt in beiden Denksystemen die „Gesamtlage der Kräfte" beidemal wieder in einem beidemal angenommenen Kreisprozeß des Alls, im ewigen Nacheinander gleicher Welten. Auch die moralische Haltung ist die gleiche und lediglich die Verfolgung des Gedankens bis auf das denkende Individuum selbst ist nur bei Nietzsche erfolgt.

Den germanischen Mythos kennen wir schon: Wieder hebt sich die Erde nach ihrer Zerstörung herauf, die Sonne hat eine Tochter geboren, der Adler jagt wieder nach Fischen, Balder kommt wieder mit anderen Göttern, auch Menschen sind wieder da. Ein neuer Aon, ein neuer Weltfrühling beginnt mit dem goldenen Zeitalter aufs neue, die neue Welt ist ein verjüngtes Abbild der alten: – aber wohlbemerkt bis in die dunklen Gründe hinein! Denn daß die beiden Rächergottheiten auch wieder mit da sind, Widar und Wali, lehrt, daß auch die glasklare harte elastische Bereitschaft zum Gegenschlag grundsätzlich mitgerettet ist. Auch Nidhögg, jetzt der Repräsentant der dämonischen Welt, scheint sich mit seinen Leichen nur aus dem Lichtkegel des neuen Geschehens zu flüchten, um im Dunkel, aus dem er eines Tages

wieder hervorbrechen wird, seinem saugenden Gewerbe obzuliegen. Solche Möglichkeiten verbergen nach mythischer Logik den Sinn, daß sie sich eines Tages wieder realisieren. Es handelt sich nicht um blinde Motive, sondern um geheime Bereitschaft. Hier ist eine Wiederkehr anzusetzen, gänzlich jenseits von Gut und Böse, fertig wieder zum alten Geschick, ahndevoll ausgestattet mit der gleichen Gesamtlage wie vormals, notwendig zum gleichen Ablauf geboren. Der Germane hätte nicht gezweifelt, daß nun alles wieder von neuem seinen alten Ablauf nimmt.

Auch der christliche Mythos des Mittelalters kennt „einen neuen Himmel und eine neue Erde". Wir bedienen uns der Worte des deutschen Lucidarius. Aber das ist dann ein Paradies der ewigen Güte, der ewigen Ruhe und des restlos ausgeschalteten Bösen. „Die Sonne und der Mond, die Sterne und die Gewässer lassen alsbald ab von ihrem Lauf, damit sie ruhen und unverwandelt bleiben. Der Himmel wird siebenmal lichter als jetzt; die Sterne werden erleuchtet mit einem unaussagbaren Lichte; das Wasser, darinnen Gott und seine Heiligen getauft worden sind, wird lauterer sein als ein Kristall jetzt ist; die Erde, die unseres Herrn Leichnam geborgen hatte, wird sein wie das Paradies. War sie auch mit dem Blute der Märtyrer begossen, so wird sie nun geziert mit mancherlei Blumen, Lilien, Rosen und Veilchen, die niemals verwelken und deren Duft niemals endet. Und so geschieht auch den Guten niemals mehr Leid und Weh." Hier ist mit allen Mitteln ausgesagt, daß ein Dauerzustand eingetreten sei, ein drittes Reich des Glückes und der unwandelbaren Vollkommenheit.

Demgegenüber lehrt der Lehrer der ewigen Wiederkunft von Sils-Maria, wenn wir seine zerstreuten Bemerkungen hier in Kürze zusammenziehn: Es gibt ein großes Jahr des Werdens, ein Ungeheuer von großem Jahr, das muß sich einer Sanduhr gleich immer von neuem umdrehn, damit es von neuem ablaufe und auslaufe, so daß alle diese Jahre sich selber gleich sind im Größten wie im Kleinsten. Der Knoten von Ursachen kehrt immer wieder, in den ich verschlungen bin. „Ich komme wieder mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit

diesem Adler, mit dieser Schlange." „Es ist alles wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und deine Gedanken in dieser Stunde und dieser dein Gedanke, daß alles wiederkommt." Ja, der Philosoph geht hier selber bis in die mythologische Ausdrucksweise, wenn er sagt: „Unsere ganze Welt ist die Asche unzähliger lebender Wesen." „Sie hat (in diesem Sinne) nie angefangen zu werden und nie aufgehört zu vergehn." Sie ist im Grund keine geschaffene Welt. Sie ist ein Ungeheuer von Kraft ohne Anfang und ohne Ende, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Flut seiner Gestaltungen, aus dem Starrsten Kältesten hinaus bis in das Glühendste . . .

Den ganzen Prozeß nennt Nietzsche eine unvernünftige Notwendigkeit ohne eine formale, ethische, ästhetische Rücksicht, jenseits von Gut und Böse. Dennoch ergibt sich ihm eine bestimmte Haltung daraus. Wenn alles immer wieder erscheint, bekommt selbst der kleinste Augenblick einen Ewigkeitswert. Es wird eine ungeheure Verantwortung erwachen, ja – mit einem gewissen logischen Sprung – eine Art Auslesеprinzip. Man wird aus seinem Leben sein Höchstes und Bestes gestalten und die Vielzuvielen werden verschwinden. Man wird sein Leben liebgewinnen. „Nicht nach fernen unbekannten Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen (wird man) ausschauen, sondern so leben, daß wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran."

Diese Beziehung auf das eigene Ich und seine wichtige Teilnahme an diesem großen Weltjahr konnte ihren Ausdruck natürlich erst im Zeitalter des Individuums finden, sie war im Germanischen höchstens unbewußt mitgemeint. Aber die – fast unlogisch – heroische, eben nicht die so naheliegende fatalistisch-quietistische Haltung würde geradezu die germanische sein.

Ewigen Ablauf ein und desselben Geschehens kennt auch die germanische Heldensage gelegentlich, zum Beispiel die Hildesage im ewigen Hjadningawig: Die tags gefallenen Helden werden nachts wieder erweckt. „Also währte der Kampf fort einen Tag nach dem

andern, und alle die da fielen, alle Schwerter und alle Schilde wurden zu Stein. Aber sobald der Morgen graute, standen alle Toten wieder auf und kämpften, alle Waffen wurden wieder brauchbar. Und so werden die Hjadninge fortfahren zu kämpfen bis zur Götterdämmerung.“ Auch in dieser Sage hat erst die christliche Zeit dem zu immer gleichem Ablauf ewig aufgezogenen Uhrwerk einen endgültigen Stillstand, den Kriegern eine Erlösung bereitet.

Man hat uns das Denken im Kreis als eine mystische Denkform erkennen gelehrt (Leisegang), und die Lehre von der allgemeinen Wiedergeburt und von dem ewig zu sich selbst zurückkehrenden Kreislauf der Firmamente, diesmal zuletzt aus Platon bezogen, hat auch noch auf einen weiteren Deutschen, den Ackermann aus Böhmen um 1400, sehr tiefen Eindruck gemacht, ohne indessen die große, gerade im Fragmentarischen so unheimliche Ungeheuerlichkeit zu finden, wie sie sie erst im germanischen Mythos fand und dann bei Nietzsche, der selber periodisch immer wieder zu dem abgründigen Gedanken zurückgekehrt ist, um aufgescheucht ihm immer wieder zu entfliehen.

Der Glaube an die große Persönlichkeit

In der „Jüngeren angelsächsischen Genesis“, die, wie man weiß, ursprünglich altsächsisch abgefaßt war, wird Vers 269 von Luzifer, als er im Himmel den großen Aufruhr rüstet, der zu seinem Sturze führt, gesagt: „Es dünkte ihm selbst, daß er Macht und Kraft, die hell glänzende, habe, wie sie der heilige Gott haben mochte, über die Gefolgschaft.“ Maegyn and craeft ist die Formel, die hier der Dichter verwendet; auf Altsächsisch hat sie also megin endi kraft geheißen.

Wer sich je mit der religiös-anthropologischen Terminologie des Altnordischen befaßt hat, dem wird eine sprachlich engverwandte Formel geläufig sein. Er wird nicht zweifeln, daß hier dieselbe Formel und die gleiche Anwendungssphäre vorliegt, wie sie mit der altnordischen Wendung mátt ok megin gegeben ist. Indem hier das stabreimende Wort mátt (Macht) an Stelle von kraft trat, erscheint die Formel nur ausgestalteter und reifer. Ihr Sinn, ihr Gebrauch ist derselbe. Da zu den nordischen Zeugnissen sich das südgermanische stellt, so handelt es sich also auch hier wieder um gemeingermanischen Besitz.

Was bedeutet die Formel? In Kap. 32 der Saga von Hrolf Kraki heißt es: „Davon hat man keine Nachricht, daß König Hrolf und seine Kämpen jemals den Göttern sollten geopfert haben, sondern sie glaubten an ihre eigene Macht und Stärke.“ Es handelt sich hier nicht eigentlich um eine irreligiöse Haltung oder um Verfall, wie einst Maurer geglaubt hat, der in seiner „Geschichte zur Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum“ eine ganze Reihe von altnordischen Zeugnissen für unsere Formel gesammelt hat. Der Satz steht mitten in einem Zusammenhang, der die königlichen Tugenden und großen Führereigenschaften Hrolfs überhaupt aufzählt: Freigebigkeit, Hoher Mut, Tapferkeit, Gastlichkeit, und von einer Locke-

rung irgendwelcher Bindungen kann hier keine Rede sein. An sich und zunächst steht die Formel nicht in einem Gegensatz zur Anerkennung eines Gottes oder eines Herrn. Eben von den Gefolgsleuten Hrolfs, die an ihn gebunden sind und bleiben, gilt sie ja ausdrücklich auch.

Sie gilt für Führer aller Art, für Könige, Helden, Häuptlinge, freilich auch für große Räuber. Sie wird berichtet von dem Häuptling Sigmund Brestison in der Färeyingasaga c. 23, sie wird von dem großen Helden Örvar Odd gesagt c. 17, ähnlich von Finnbogi vor dem byzantinischen Kaiser c. 19, sie wird auch von dem großen Räuber Arnljotr gellini gesagt (Olafssaga helga c. 201).

Es handelt sich um die germanische Formel für den Glauben an sich selbst; es ist die Formel des Selbstbewußtseins der großen Führerpersönlichkeit, sei es König, Krieger oder Bauer. Der Glaube an das persönliche Glück, sowohl im Sinne Caesars wie der höfisch-mittelhochdeutschen saelde, die der Ritter haben muß, die König Artus hat, dem sich alle Dinge zum Besten kehren. Es liegen Tat wie Begnadung darin, ebensoviel bewußter Wille wie unbewußtes Charisma. Führerglanz, Persönlichkeitszauber, die geheimnisvolle Kraft geborener Autorität und das erprobte Wissen darum, die Führerenergie wie das unwiderstehlich-bezaubernde Wesen: das alles ist darin beschlossen. Es ist die Formel für die Macht der Führerpersönlichkeit nach der irrationalen, der Seite des Wunders hin, aber mehr noch nach der Seite des Rationalen, des rein Menschlichen hin, wie denn alles Germanische niemals im Dunklen, sondern immer in besonders christallklarer Menschlichkeit liegt. Aber Magie und Zauber des Dinges, des Fetisches, die Seite, die nach dem ‚Mana' der Polynesier, nach dem ‚Orenda' der Irokesen hinliegt, ist jedenfalls die unwesentlichste Seite an dieser christallklaren menschlichen Macht, die in unserer Formel sich fängt.

Freilich ist der Besitz von mátt ok megin ein Ding, das, genau wie das Schicksal, sich der Macht der Götter wie auch der andern Menschen entzieht. Über das eigene große Selbst haben weder Götter noch andere Menschen Gewalt. Es handelt sich um einen Führerglauben,

aus dem heraus man schließlich auch ohne Verlaß auf Götter oder Menschen allein leben kann, um mit Tod und Schicksal fertig zu werden. Dieser Formel liegt der stolze furchtlose wissende Glaube an die eigene Lebensmächtigkeit vor dem unabänderlichen Schicksal, wie es sich auch gestalte, zugrunde. Es ist die letzte Formel einer starken, bejahenden und heroischen Lebenshaltung. Natürlich kann, wenn es so ist, damit auch eine Absage an Bindungen aller Art begründet werden. Sie kann unter Umständen sehr wohl zur Begründung werden für Verzicht und Absage an einen bisher besonders verehrten Gott oder Herrn, Freund oder Führer. Und so eben kann in der altsächsischen Genesis auch der „begnadete, kräftige, mächtige, weiße, schöne, sternengleiche" Engel, der „seinem Herrn so teuer" war, als er sich empören will und Gesellen des Aufruhrs sammelt, auf seinen Besitz an megin endi kraft seine Herrschaftsansprüche gegen Gott begründen.

Aber neben und hinter diesem Gefühl steht das allmächtige Schicksal, steht der Glaube an dies. Denn gerade der aktivste, gerade der Held weiß am sichersten Bescheid um die Grenzen seiner Kraft, seines Charismas und seines Führertums. Schicksalsglaube ist gerade das Korrelat der gefolgschaftlichen Selbstherrlichkeit und des Führerglanzes. Schicksalsglaube ist das notwendige Reaktionsgefühl gerade des Helden, beruhend auf der sicheren Erfahrung, daß seine Freiheit und Weite doch ihre Beschränkung findet. Wer es nicht selbst im gewaltigen Ringen erprobt hat, glaubt es nicht, daß man den Atem doch nur soweit einschöpfen kann, wie die Brust es erlaubt. Gerade die sichere Empfindung des Größten, Kühnsten, Selbstherrlichsten und Freiesten muß sich im Schicksalsglauben äußern. Wie aber gerade der Held dem Schicksal die Blindheit nimmt, wie gerade er sich mit seinem Schicksal tief verschwistert, darüber haben wir schon gehandelt.

Thule

Altnordische Dichtung und Prosa

Dem Verlag Eugen Diederichs darf man Glück wünschen, daß es ihm gelungen ist, das große Thule-Werk – gegen die Ungunst und die Gleichgültigkeit der Zeit – bis zur Vollendung zu führen. Dadurch, daß jetzt die reichen Schätze der alten nordgermanischen Dichtung der deutschen Literatur einverleibt sind, wurde weit mehr erreicht als ein vertieftes Wissen um altgermanisches Leben, Denken, Glauben und Handeln. Es werden uns in unmittelbarer Frische frühgermanische Zustände in einer Größe und Schönheit vor Augen geführt, die allein schon das Thule-Werk zu einem Nationalheiligtum unseres Volkes machen sollten. Will Vesper

Insgesamt erschienen in der Sammlung Thule folgende Bände:

1. Reihe

I/II. Die Edda. Übertr. von F. Genzmer. 28. Tsd. 2 Bde. geb. je 5.40
III. Die Geschichte vom Skalden Egil. 9. Tsd. geb. 4.50
IV. Die Geschichte vom weisen Njal. 7. Tsd. geb. 5.80
V. Die Geschichte vom starken Grettir. 7. Tsd. geb. 4.50
VI. Von den Leuten aus dem Lachswassertal. 5. Tsd. geb. 4.50
VII. Die Geschichte vom Goden Snorri. geb. 4.50
VIII. Fünf Geschichten von Ächtern und Blutrache. geb. 5.80
IX. Vier Skaldengeschichten. 5. Tsd. geb. 4.50
X. Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland. geb. 6.50
XI. Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland. geb. 5.80
XII. Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien. geb. 4.50

2. Reihe

XIII. Grönländer und Färinger Geschichten. 4. Tsd. geb. 8.50
XIV/XVI. Snorris Königsbuch (Heimskringla). 3 Bd. je geb. 5.80
XVII/XVIII. Norwegische Königsgeschichten. I. geb. 10.50, II. geb. 8.50
XIX. Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg. geb. 8.50
XX. Die jüngere Edda. geb. 8.50
XXI. Isländische Heldenromane. geb. 5.80
XXII. Thidrekssaga (Sage von Dietrich v. Bern). geb. 8.50
XXIII. Islands Besiedlung und älteste Geschichte. geb. 8.50
XXIV. Sturlungengeschichten. geb. 11.50

Die Edda

Übertragen von Felix Genzmer

Volksausgabe in einem Bande. 38. Tsd. in Leinen 3.60

Neben der zweibändigen Ausgabe mit den wissenschaftlichen Anmerkungen liegt jetzt die Volksausgabe vor, die alle wesentlichen Gesänge der Helden- und Götterdichtung enthält und berufen ist, zum Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. Genzmers Übersetzung kann, soweit das möglich ist, das Original ersetzen.

Die jüngere Edda

Mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat

Übertragen von G. Neckel und F. Niedner. geh. 6.75, geb. 8.50

Die Prosaedda ist eine dichterische Schau der germanischen Götterwelt von monumentaler Größe. Sie entstand um die Wende des Christentums, um die gewaltige Kraft der urgermanischen Glaubenswelt für die Zukunft zu erhalten.

Die Geschichten vom Skalden Egil

Übertragen von F. Niedner. 9. Tsd. geh. 2.70, geb. 4.50

Führer und Dichter ist Egil, in dessen Abenteuern die unbändige Kampflust des Wikingertums und seiner Heldenfahrten lebendig wird. Seine großen Gedichte, in denen er Führertum und Mannestreue verherrlicht, gehören der Weltliteratur an.

Die Geschichte vom weisen Njal

Übertragen von A. Heusler. 7. Tsd. geh. 4.–, geb. 5.80

Ein gewaltiges Bauernepos mit der Schilderung altgermanischer Gastfreiheit und häuslicher Sitte. Im Mittelpunkt steht das Motiv unverbrüchlicher Männerfreundschaft, die die durch Tücke und Falschheit gestörte Gerechtigkeit im Gemeinwesen immer wiederherstellt.

Die Geschichte vom starken Grettir, dem Geächteten

Übertragen von P. Herrmann. geh. 2.70, geb. 4.50

Die Tragödie des isländischen Nationalhelden, der die Gefolgschaftstreue bricht und als Einzelgänger ohne Verbindung mit der Gemeinschaft trotz der Heldentaten seinem Schicksal verfällt.

Felix Niedner / Islands Kultur zur Wikingerzeit

Mit 24 Ansichten und 2 Karten. 8. Tsd. geh. 6.75, geb. 8.50

In diesem Einleitungsband zur Sammlung „Thule" gibt Felix Niedner das Gesamtbild der isländischen Kultur der Frühzeit.

Wilhelm Capelle / Das alte Germanien

Mit 41 Bildtafeln und 2 Karten. geh. 9.—, in Leinen 12.—

Zum ersten Male liegen hier, aus über fünfzig griechischen und römischen Schriftstellern gesammelt, alle Nachrichten von den Germanen vor, von ihrem ersten Auftreten, dem vierhundert Jahre dauernden Kampf mit den Römern bis zur Auflösung des Imperiums. Aus Reden und Schriften der Antike, aus Berichten von Heerführern, Händlern und Sklaven hat Wilhelm Capelle ein reiches Material zusammengetragen. Er schuf damit ein grundlegendes Werk über die Frühgeschichte der germanischen Stämme. Diese Originalberichte, vom Herausgeber geschickt miteinander verknüpft, erschließen ein lebendiges Bild von der ersten Zeit germanischer Volkwerdung.

Ludwig Wolff / Die Helden der Völkerwanderungszeit

Mit 16 Tafeln. geh. 4.—, in Leinen 6.50

Man muß die Beherrschung des ungeheuren Materials ebenso bewundern wie die lebensvolle Darstellung. Wir werden mit der Schilderung der zeitgenössischen Geschichtsschreiber, die Wolff geschickt in eine fortlaufende Darstellung einflicht, hineingeführt in die Stürme der Völkerwanderung. Das Buch gibt ein umfassendes Bild der Zeit, in der die Gestalten der Nibelungenzeit lebten und litten.

J. O. Plaßmann / Wikingerfahrten und Normannenreiche

Mit 9 Bildtafeln, in farbigem Einband 1.20

Die Welt der Wikinger wächst hier ins Große. In Tatendrang und Raublust verstreuen sie sich über Europa, kämpfen um England, gründen die Normandie, das sizilische Normannenreich und verbreiten germanisches Wesen über das Abendland.

Germanisches Wesen in der Frühzeit

Eine Auswahl aus „Thule". 5. Tsd. in Leinen 2.90

Aus der großen Sammlung altnordischer Dichtung und Prosa hat Gustav Neckel die wertvollsten Erzählungen ausgewählt und zu einer lebensvollen Kulturgeschichte zusammengestellt.

Ida Naumann / Altgermanisches Frauenleben

16. Tsd. Mit 6 Tafeln, in farbigem Einband 1.20

Dieses Buch gibt uns ein anderes Bild der altgermanischen Frau als die üblichen volkstümlichen Schilderungen. Hier finden wir Frauen voll Leidenschaft im Guten wie im Bösen, daneben Züge, die uns anheimeln als Zeichen deutscher Häuslichkeit und Treue.

Wilhelm Teudt / Germanische Heiligtümer

Mit 81 Bildern. 10. Tsd. kart. 6.75, in Leinen 8.50

Durch eine Reihe überraschender Entdeckungen ist es Teudt gelungen, an Hand der prähistorischen Denkmäler des Lippeschen Landes die Existenz einer zu hoher Eigenart entwickelten frühgermanischen Kultur nachzuweisen. Er führt uns in seinem Buch in den Mittelpunkt eines religiös-nationalen Kultdienstes, dessen unverkennbare Spuren er in den erhaltenen Heiligtümern aufdeckt. Der Nachweis entwickelter astronomischer Kenntnisse der Germanen erschließt neue Quellen einer bisher unbekannten altgermanischen Überlieferung.

Hans Naumann / Germanischer Schicksalsglaube

kart. 2.40

Was wir als Götter- und Heldennamen kennen, bekommt hier Sinn und Zusammenhang. Hans Naumann gibt aus umfassender Kenntnis der altnordischen Dichtung und Heldensagen eine Deutung der gesamtgermanischen Götterwelt. Geistige Mächte sind es, die das mythische Denken in Bild und Gestalt faßte. Über allem aber steht das allgewaltige Schicksal. Hans Naumann zeigt, wie der germanische Mensch mit dem Schicksal fertig wird und wie er aus dem Ringen mit ihm die heroische Haltung als Lebenssinn gewinnt.

Paul Herrmann / Altgermanisches Priesterwesen

Mit 9 Abbildungen, in farbigem Einband 1.20

Die spärlichen Reste deutscher Überlieferung und die Berichte isländischer Sagas über Seher, Priester sowie über religiöse Gebräuche deutscher Vorzeit sind hier zusammengefaßt. Ein überraschend eindrucksvolles Bild von den Wurzeln deutschen Glaubens.

Paul Herrmann / Altdeutsche Kultgebräuche

Mit 2 Tafeln, in farbigem Einband 1.20

In fesselnder Darstellung bringt Paul Herrmann eine Fülle religiöser Vorstellungen aus dem Leben der alten Germanen, die heute noch unbewußt in Sitten und Gebräuchen des Volkes weiterleben.

Hans Hahne / Vom Jahreslauf im Brauch

Mit 2 Bildtafeln, in farbigem Einband 1.20

Aus der Fülle des hier zusammengetragenen Materials geht hervor, wie Brauchtum und Sitte sich mit dem Wandel der Jahreszeiten verknüpften und wie alles Brauchtum als Opferbegehung und Gemeinschaftspflicht aufgefaßt wurde.

Herman Wirth / Was heißt deutsch?

Mit 17 Bild- und Schrifttafeln. 16. Tsd. kart. 3.60

Wirth gibt dem Worte „deutsch" eine Deutung, die weit über den geschichtlichen Umkreis hinausgeht und aus seiner ursprünglichen Herkunft Sinn und Bedeutung erhält. Er zeigt, wie es in der Frühgeschichte vom Baltikum bis Irland heimisch war und weiter zurück in der urgeschichtlichen Zeit den nordatlantischen Kreis umfaßte. Zugleich ist diese Schrift eine allgemeinverständliche Einführung in die Geisteskultur des nordatlantischen Menschen, in seine Kultsymbolik und ihre Verbreitung über die ganze Erde.

Hans Hahne / Totenehre im alten Norden

Mit 77 Zeichnungen und 2 Karten. geh. 3.60, in Leinen 5.80

Aus Totenkult und Grabessitten schließt Hans Hahne, der Schöpfer des vorgeschichtlichen Museums in Halle, mit ungewöhnlicher Sachkenntnis auf die wichtigsten Lebens- und Weltanschauungsfragen, auf die Kultgebräuche und Rassenmerkmale nordeuropäischer Frühzeit. Das Bild des früheren nordischen Menschen wird wieder lebendig. Wertvoll sind die zahlreichen, vorzüglichen Bildbeigaben.

Eugen Fehrle / Zauber und Segen

Mit 5 Tafeln, in farbigem Einband 1.20

Alte Formeln des Glaubens an magische Kräfte, hinter denen uralter Mythos steht, liegen hier in einer Auswahl vor. Aus der Erfahrung von Mensch und Volk kristallisiert sich älteste Volksweisheit.

Hans Naumann / Germanische Spruchweisheit

In farbigem Einband 0.80

Was wir an wertvollen Sprüchen aus frühgermanischer Überlieferung besitzen, ist hier von Hans Naumann zusammengetragen und gesichtet. Eine Sammlung zeitlos gültiger Lebensweisheit, die von Krieg und Ruhm, von Sippe und Freundschaft, von Frauen und von Gott handelt.

Wilhelm Grönbech

Germanische Götter- und Geschlechtersagen

geh. 3.—, in Leinen 5.—

Ein Volks- und Jugendbuch hat Grönbech durch seine fesselnde lebendige Erzählung geschaffen. Das Neue ist die Vollständigkeit, mit der die religiösen und historischen Motive zusammengetragen sind.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Universitetsbiblioteket
LUND